

ons stad

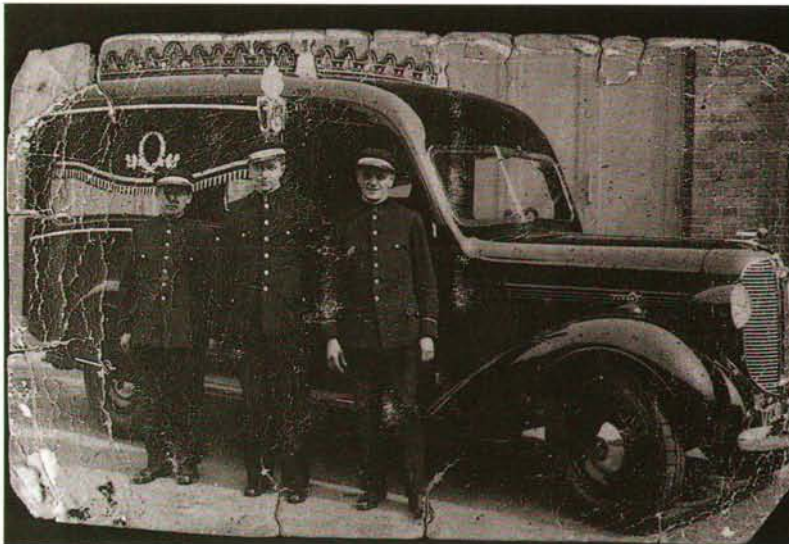
Nr 44 1993



*"Ich habe keine Angst vor dem Sterben,
aber ich möchte lieber nicht dabei
sein, wenn es einmal soweit ist."*

Vom Tod

Woody Allen



Wohl niemals zuvor in der Geschichte der Menschheit sind Sterben und Tod so verdrängt und ausgegrenzt worden wie in unserer heutigen Konsumgesellschaft. Bunt, jung und fröhlich wie in einem Werbespot soll es zugehen in unserem Leben, und alles, was dabei stört, wird hygienisch und diskret hinter den Kulissen abgewickelt.

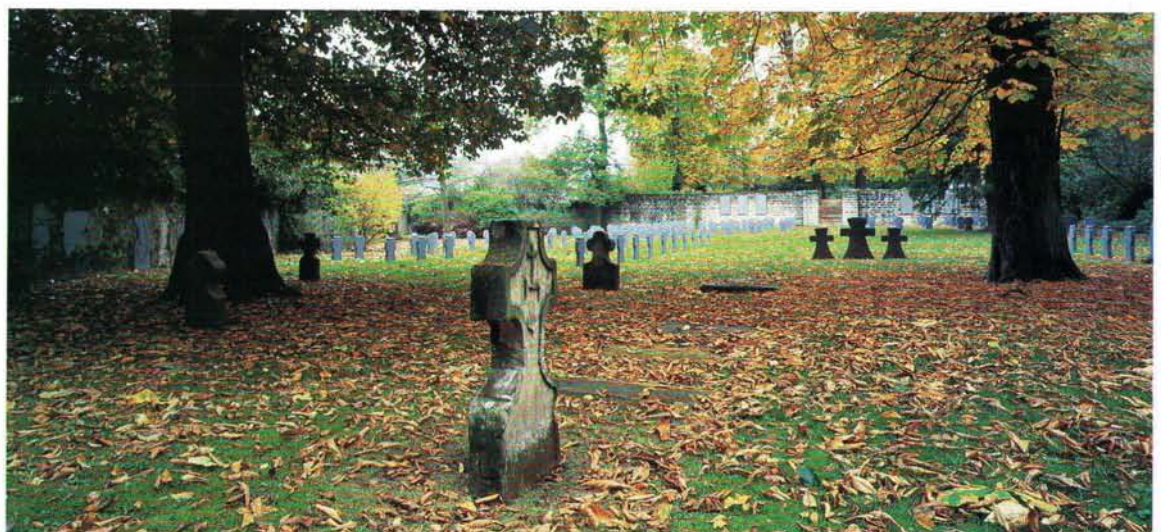
Alter, Krankheit und Tod sind heute zum Störfaktor, zum Tabu geworden. Nichts soll uns mehr an unsere Vergänglichkeit gemahnen, und unsere Gräber sind dabei, genau so anonym, praktisch und abwaschbar zu werden wie die meisten Produkte, die man für Geld kaufen kann.

Die kollektive Verdrängung des einzigen Ereignisses, das im Leben eines jeden Menschen wirklich sicher ist, macht das Sterben nur noch

schwerer. *Memento mori* und *Carpe diem* sind uralte Lebensweisheiten, und sie gelten auch heute noch: Nur das Wissen um unsere Sterblichkeit erlaubt es uns, unsere Tage sinnvoll zu nutzen.

Diese *Ons Stad*-Nummer handelt fast ausschließlich vom Tod, vom Sterben in unserer Zeit und von den Todesritualen vergangener Jahrhunderte. Und natürlich von jenen Stätten, wo die Toten ihre letzte Ruhe finden sollen, nämlich von den insgesamt dreizehn Friedhöfen unserer Hauptstadt.

r.cl.



2

Stater Chronik

- Nach den Gemeindewahlen vom 10. Oktober: Die neue Sitzverteilung im Luxemburger Stadtrat
- Regards sur la culture danoise
- Neue Räumlichkeiten für die hauptstädtische Cinéma-thèque, die Photothek und die Buchbinderei
- Zum Gedenken: Alfred Oppenheimer †



4

Vom Sterben reden

In unserer auf Jugend, Leistung und Fitness getrimmten Konsumgesellschaft sind Alter, Krankheit und Tod zu Störfaktoren geworden. Sowa wird verdrängt, ausgegrenzt und abgeschoben. Aus dem, woraus sich der "moderne" Mensch seine Wirklichkeit, sein Weltbild gezimmert hat, bleibt der Tod tunlichst ausgeklammert. Einige Annäherungen an ein Tabu von René Clesse.

8

Les peuples sont cachés dans la terre Réflexions sur l'esthétique des cimetières de la ville

Dans notre monde d'aujourd'hui, si agité, avec nos cités au développement incontrôlé où tout est mouvement, changement, bruit et stress, comment offrir une zone de tranquillité apaisante à ceux qui, à tout jamais, seront à l'écart des préoccupations futiles d'une vie tellement harassante? Une documentation de Myriam Schmit-Cassaignau.



I-XII

pages intercalées Di giel Säiten

- La commission consultative pour étrangers de la ville de Luxembourg
- Le centre d'accueil Grande-Duchesse Joséphine Charlotte
- Aide aux malades de l'alcool
- Info-Handicap
- Office social: subventions d'hiver
- Quelques conseils pour l'hiver
- Bibliothèque municipale: Nouvelles acquisitions

17

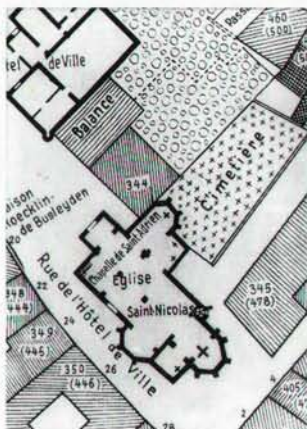
Argentineschen Tango

Eng nodenklech Kuerzgeschichte vum Josy Braun

18

Inhumations d'hier et d'aujourd'hui

Tandis que de nos jours, les cimetières sont pour tous, croyants ou non, des lieux dignes des plus grands égards, cela n'était pas toujours ainsi. Une analyse historique de Henri Beck.



24

Der Tod, so ungewiß und groß

„So betrete ich seit Jahren den Friedhof, um die Stille zu suchen, vom vielen Hören und Sehen abzulassen, vom Gefragtsein mich zu trennen. Das Geräusch der Stadt dringt nur undeutlich bis in diese Stille hinein. Kein Geschrei, keine Menge und noch frischer Morgen.“ Überlegungen von Pierre Frieden.



27

Herbstgedanken

Ein „Abreißkalender“ von Batty Weber aus dem Jahre 1925



28

Le café-théâtre à Luxembourg

par Ben Fayot

30

Batty erleidet einen Rohrbruch

Eine Satire von Jacques Drescher

32

Was bedeuten die Straßennamen der Stadt?

Eine Serie von Henri Beck

33

Trésors du Musée J.-P. Pescatore

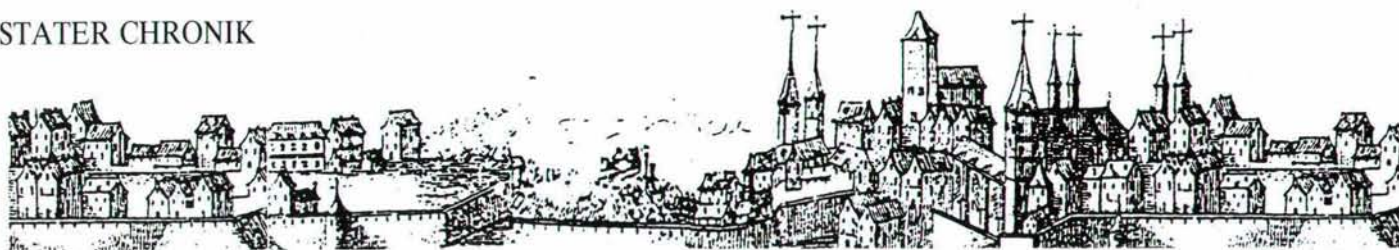
par Georgette Bisdorff

Ons Stad Nr 44 - décembre 1993

Périodique édité par l'administration communale de la Ville de Luxembourg paraissant 3 fois par an

Tirage: 41.500 exemplaires
Distribution gratuite à tous les ménages de la Ville de Luxembourg
La revue ne peut être vendue.

Conception générale: Henri Beck
Coordination: René Clesse
Photos: IMEDIA, Guy Hoffmann, Marcel Schroeder
© Photothèque de la Ville de Luxembourg (Ch. Bernhoeft, B. Fischer, D. Kuhn, Th. Mey, Ed. Kutter, M. Betzen, F. Bury, R. Faber, J.-P. Fiedler, C. Foeteler, S. Manderscheid, J. Ney)
Dessins: Andreas Wagner, Pit Weyer
Layout: Dieter Wagner
Photocomposition: Imprimerie Joseph Beffort, Luxembourg
Imprimé sur les presses de l'Imprimerie St-Paul S.A., Luxembourg



Nach den Gemeindevahlen vom 10. Oktober: Die neue Sitzverteilung im Luxemburger Stadtrat

Nach dem Wählerverdict vom vergangenen 10. Oktober sieht die neue Sitzverteilung im hauptstädtischen Gemeinderat ab dem 1. Januar 1994 wie folgt aus: 10 Sitze für die DP, 7 Sitze für die CSV (die beide den neuen Schöffenrat bilden), 6 für die LSAP, 3 für das grüne Bündnis GLEI-GAP und 1 Sitz für den ADR. Die KPL ist künftig nicht mehr im Stadtrat vertreten.



Neue Räumlichkeiten für die hauptstädtische Cinémathèque, die Photothek und die Buchbinderei

Am vergangenen 5. Oktober wurden auf Nummer 10 in der Rue Eugène Ruppert in der Aktivitätszone Cloche d'Or die neuen Räumlichkeiten dreier Dienststellen der Luxemburger Stadtverwaltung offiziell eingeweiht, die nunmehr unter einem Dach vereinigt sind.

Der moderne Glas- und Betonbau beherbergt in seinen lichtdurchfluteten Räumen die Büros der Cinémathèque municipale sowie deren Filmarchiv, in

dem die über 10.000 Kopien unter optimalen Bedingungen gelagert sind. Daneben haben die städtische Photothek mit ihren wertvollen Sammlungen (über 1.500.000 Fotos, die die Geschichte unserer Stadt von 1855 bis heute dokumentieren) und die Buchbinderei der Gemeinde hier eine neue Bleibe gefunden. Die Filmvorführungen der Cinémathèque finden natürlich auch weiterhin im ehemaligen Ciné Vox am Theaterplatz statt.



Regards sur la culture danoise

Pour la quatrième année consécutive, la Ville de Luxembourg continue son cycle de manifestations destinées à mieux faire connaître la culture, l'histoire et le mode de vie des principaux groupes d'immigrés dans la capitale.

Après l'Espagne, l'Italie et le Portugal, c'est le Danemark qui se présente en 1993/94 aux citoyens de notre ville. Le programme des manifestations est organisé par l'Ambassade du Danemark, le Département de Sønderjylland et les associations danoises, en étroite collaboration avec les institutions culturelles et le Syndicat d'Initiative de notre ville, la Bibliothèque Nationale, le Musée d'Histoire et d'Art, l'Orchestre symphonique de RTL et la Musique Militaire. Entre septembre 1993 et mai 1994 se déroulent ainsi des manifestations diversifiées qui feront connaître aux Luxembourgeois et ressortissants d'autres pays européens les aspects de la culture danoise.



Zum Gedenken Alfred Oppenheimer †

Nur wenige Tage vor seinem 92. Geburtstag verstarb am vergangenen 5. Oktober Alfred Oppenheimer, das letzte Mitglied der jüdischen Gemeinschaft in Luxemburg, das den Naziteror im Vernichtungslager Auschwitz am eigenen Leibe erlebt hatte.

Alfred Oppenheimer wurde 1901 in Metz geboren und kam 1925 als Geschäftsmann nach Luxemburg, wo er auch seine erste Ehefrau kennenlernte. 1930 wurde sein Sohn René geboren, und im gleichen Jahr übernahm Herr Oppenheimer die Parfümerie Schoemann in der hauptstädtischen Avenue de la Gare. Mit dem Überfall der Nazis auf unser Land im Mai 1940 begann für die Familie Oppenheimer ein grausamer Leidensweg. Ihre Mitglieder wurden Anfang 1942 zusammen mit andern jüdischen Familien ins "Sammellager" Cinqfontaines gebracht, und im Juni 1943 kamen sie ins Ghetto nach Theresienstadt, das Frau Oppenheimer nicht überleben sollte. Für Vater und Sohn führte die Reise dann ins Vernichtungslager Auschwitz, wo der 14jährige René im Oktober 1944 vergast wurde.

Alfred Oppenheimer, der die Hölle von Auschwitz nur durch Zufall überlebte, kehrte im Mai 1945 nach Luxemburg zurück, wo er 1947 wieder heiratete. Er war übrigens der einzige Zeuge aus dem Benelux-Raum, der 1961 an dem drei Wochen dauernden Prozeß gegen Adolf Eichmann, einer der für die Endlösung der Judenfrage verantwortlichen Naziverbrecher, in Jerusalem aussagte.

Der einstige Häftling wollte und konnte nicht vergessen: Er setzte sich

nach dem Krieg vehement gegen Rassismus und Faschismus ein, war lange Zeit Präsident der *Amicale Auschwitz* und hielt gerade in seinen letzten Lebensjahren zahlreiche öffentliche Vorträge, vor allem in Schulen, um die jungen Menschen über die Greuel der Nazizeit aufzuklären.

Auch in *Ons Stad* ist der Leidensweg des Luxemburger Juden Oppenheimer dokumentiert, und zwar in der Nummer 36 vom April 1991.



Vom Sterben reden

ANNÄHERUNGEN AN EIN TABU

„Aber nichts ist so fremd und finster wie der Hieb, der jeden fällt“: Der Satz ist von Ernst Bloch, einem der bedeutendsten Philosophen unseres Jahrhunderts, und er steht in seinem Hauptwerk, im „Prinzip Hoffnung“.

„Die Menschen,“ schreibt der 1977 in Tübingen im hohen Alter von 92 Jahren verstorbene Denker, „waren niemals neugierig, ihre immer weniger werdenden Jahre zu zählen. Doch was bürgerlich nur in den Tag hinein lebt, wird unter anderem dazu ermuntert, überhaupt nicht ans Ende zu sehen. So staut sich alles auf einen rotbäckigen Anfang zurück, und ist er nicht mehr da, so wird falsche Jugend angeschminkt. Man lebt derart in den Tag wie in die Nacht hinein, des dicken Endes soll nirgends gedacht werden. Gewünscht wird hier lediglich, nichts davon zu hören und zu sehen, selbst wenn das Ende da ist. Wodurch die Furcht wenigstens schrumpft, flach wird, wie so vieles übrige auch.“

Tatsächlich: In unserer auf Jugend, Leistung, Schlankheit und Fitneß getrimmten Konsumgesellschaft sind Alter, Krankheit und Tod zu Störfaktoren geworden. Sowa wird verdrängt, ausgegrenzt und abgeschoben. Aus dem, woraus sich der „moderne“ Mensch seine Wirklichkeit, sein Weltbild gezipmmt hat, bleibt der Tod tunlichst ausgeklammert. Keine Aufbahrungen zu Hause mehr, keine Leichenzüge, kein Weinen, kein Todesröcheln und kein Stöhnen mehr in unserer bunten Werbewelt.

Natürliche Phänomene wie Geburt, Krankheit und Tod sind längst hinter die glatten Fassaden unserer Polykliniken verbannt worden, gestorben wird in sterilen Krankenzimmern oder auf Intensivstationen, wo die letzten Atemzüge oft nur noch von Computern registriert werden.

Der Tod, den wir noch in unsere Wohnungen lassen, muß schon als Medienspektakel, als sogenannte *reality-show* aufgepöppelt und zurechtgemacht sein: Dann darf sogar der Golfkrieg in der guten Stube stattfinden, das Sterben in Somalia oder in Sarajevo. Und wem auch das zuviel wird, der schaltet per Fernbedienung auf einen anderen Kanal, zur „Heimatmelodie“, zur Quizsendung oder zum Videoclip.

Und auch wenn vor unserer Haustür die Bremsen quietschen, wenn der Straßenverkehr wieder ein neues Opfer gefordert hat, wird von uns nicht mehr verlangt als ein simpler Anruf: 112, und der Notarzt, der Krankenwagen oder gar der Rettungshelikopter sind in wenigen Minuten zur Stelle, und spätestens in einer Stunde werden die Autowracks abgeschleppt und die Blutflecken mit

Hochdruckreiniger vom Asphalt entfernt sein.

In der Familie, die noch vor wenigen Jahrzehnten oft mehrere Generationen unter einem Dach vereinte und in der somit Sterben und Geburt zum Lebensalltag gehörten, hat der Tod auch längst keine Bleibe mehr. Die traditionelle Großfamilie gibt es nicht mehr, und in der modernen Kleinfamilie oder gar beim Alleinerzieher oder im Single-Haushalt hat kaum noch ein gesunder alter Mensch seinen Platz, geschweige denn ein Sterbender.

Der individuelle Tod ist aus dem Gesichtskreis der Lebenden verbannt





worden, die Toten und Sterbenden werden so systematisch und routinemäßig wie niemals zuvor in der Geschichte der Menschheit hinter die Kulissen der Gesellschaft geschoben und der Obhut von Fachleuten anvertraut. Ärzte, Krankenschwestern, Rettungssanitäter, Polizeibeamte, Pfarrer, Bestattungsunternehmen und Friedhofsangestellte sind jene Berufssparten, die heute den Tod verwalten, anonym, hygienisch und diskret.

„Das Sterben“, schrieb der Soziologe Norbert Elias, „ist in unserer Gesellschaft heute schon so tabu, wie ehemals Sex tabu war; man spricht am besten nicht darüber, man hat Nischen dafür. Und das hat dann zur Folge, daß die Menschen auf nichts im Leben weniger vorbereitet sind als auf das einzige, das wirklich sicher ist, eben auf den Tod.“

Am zuverlässigsten trifft man den Tod heute noch in der Statistik an. Im Jahre 1990 z.B. starben in unserem Land laut STATEC insgesamt 3.773 Menschen. 1.779 davon starben an Herz- und Kreislauferkrankungen, 973 an Krebs, 71 im Straßenverkehr und 77 durch eigene Hand. Woran die übrigen 873 verschieden, darüber gibt das statistische Amt keine Auskunft.

Auch beim hauptstädtischen Friedhofsdienst, der mit nur 7 Beamten und 50 Gemeindearbeitern und Handwerkern die insgesamt 13 Nekropolen der Gemeinde Luxemburg betreut und verwaltet, liegt der Tod zuerst einmal als Zahlenmaterial vor. So wurden 1992 in unserer Hauptstadt 1586 Todesfälle offiziell registriert, und es fanden auf den Friedhöfen der Gemeinde in diesem Zeitraum 732 Begräbnisse statt.

Rund 16.700 Grabstätten befinden sich heute auf dem Territorium der Stadt. Eine kleine Hochrechnung ergibt übrigens, daß in diesem Jahrhundert insgesamt etwa eine halbe Million Menschen in unserer Hauptstadt begraben wurden.

Vor allem die kleinen Friedhöfe sind inzwischen so überbelegt, daß meist keine neuen Grabkonzessionen mehr ausgestellt werden können. Neue Gräber werden in der Regel nur noch auf dem Merler Friedhof angelegt, und das keineswegs schon zu Lebzeiten der Antragsteller, auch wenn ältere Menschen manchmal den Wunsch äußern, ihre letzte Ruhestätte gemeinsam zu gestalten.

Was auf den Friedhöfen der Stadt erlaubt oder verboten ist, das bestimmt auf 13 Seiten und in 69 Artikeln so ziemlich bis ins kleinste Detail ein Gemeinde-

*Je serai triste comme un saule
Quand le dieu qui partout me suit
Me dira, la main sur l'épaule:
Va-t'en voir là-haut si j'y suis.
Alors, du ciel et de la terre
Il me faudra faire mon deuil...
Est-il encore debout le chêne
Ou le sapin de mon cercueil?*

*S'il faut aller au cimetière
J'prendrai le chemin le plus long,
J'ferai la tombe buissonnière,
J'quitterai la vie à reculons...
Tant pis si les croqu'-morts me grondent,
Tant pis s'ils me croient fou à lier,
Je veux partir pour l'autre monde
Par le chemin des écoliers.*

reglement aus dem Jahre 1974. So werden z.B. schon längst keine ewigen Grabkonzessionen mehr ausgestellt, sondern nur solche, die nach 15 respektiv 30 Jahren erneuert werden müssen. Auch die Dimensionen der letzten Ruhestätten sind genau festgelegt, und die Monumente, die auf diesen Kleinstgrundstücken in den Nekropolen errichtet werden, bedürfen wie andere Bauwerke auch einer kommunalen Baugenehmigung.

Bemerkenswert ist des weiteren, daß die Stadt die Leichentransporte auf die gemeindeeigenen Friedhöfe selbst organisiert und zu diesem Zweck zwei Leichenwagen samt Fahrpersonal gegen Rechnung zur Verfügung stellt. So dürfen Bestattungsinstitute zwar den Sarg für den Verstorbenen nach Hause oder in die Klinik liefern, die anschließende Überführung des Toten in die jeweilige Morgue muß dann jedoch vom städtischen Friedhofsdienst übernommen werden.

*Avant d'aller conter fleurette
Aux belles âmes des damnées,
Je rêve d'encore une amourette,
Je rêve d'encore m'enjuponner...
Encore une fois dire: Je t'aime...
Encore une fois perdre le nord
En effeuillant le chrysanthème
Qui est la marguerite des morts.*

*Ici-gît une feuille morte,
Ici finit mon testament...
On a marqué dessus ma porte:
Fermé pour cause d'enterrement.
J'ai quitté la vie sans rancune,
J'aurai plus jamais mal aux dents:
Me voilà dans la fosse commune,
La fosse commune du temps.*

Georges Brassens

Untergang

*Über den weißen Weiher
Sind die wilden Vögel fortgezogen.
Am Abend weht von unseren Sternen ein
eisiger Wind.*

*Über unsere Gräber
Beugt sich die zerbrochene Stirne der
Nacht.
Unter Eichen schaukeln wir auf einem sil-
bernen Kahn.*

*Immer klingen die weißen Mauern der
Stadt.
Unter Dornenbogen
O mein Bruder klimmen wir blinde Zei-
ger gen Mitternacht.*

Georg Trakl

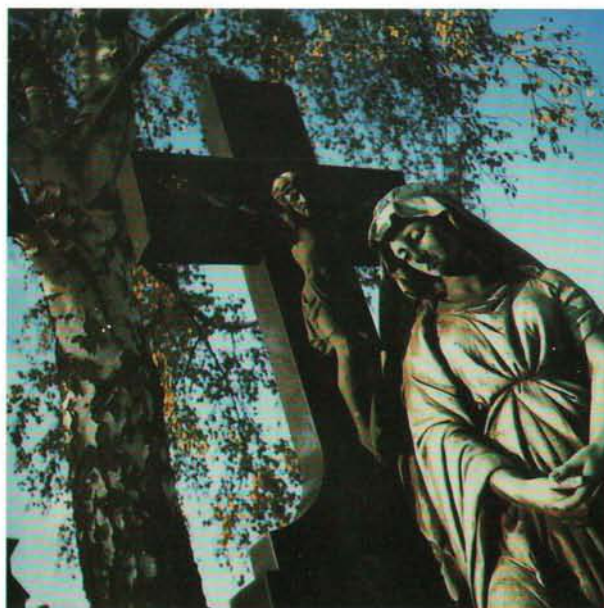
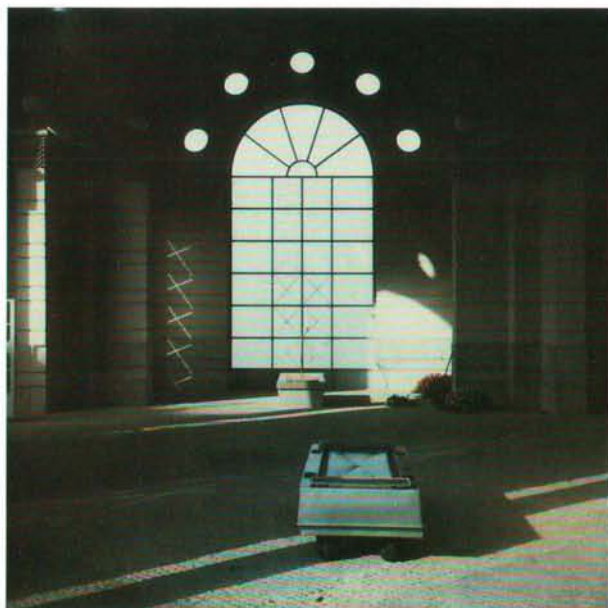
Was heute noch in vielen Ländern und Kulturen üblich ist, so z.B. noch bei unseren belgischen Nachbarn, nämlich die Aufbahrung zu Hause, wird hierzulande schon seit Jahrzehnten nicht mehr praktiziert, obwohl das Gesetz es nicht verbietet.

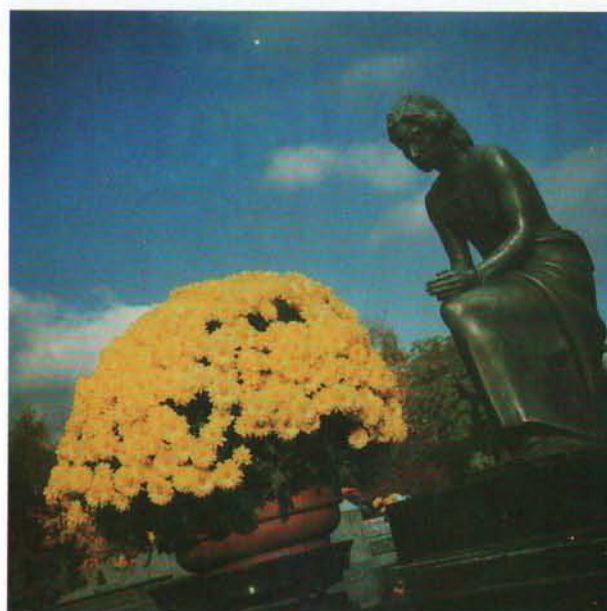
Es versteht sich von selbst, daß die Gesundheitsämter für die öffentliche Hygiene zuständig sind und ansteckenden Krankheiten vorbeugen müssen, aber es stellt sich doch die Frage, ob klinische Sauberkeit und die fast schon neurotische Angst vor Keimen und Bazillen heute nicht so weit getrieben werden, daß ein natürlicher Totenkult, ein sinnvolles Ritual des Abschiednehmens von einem geliebten Menschen fast schon unmöglich geworden sind.

Dieser Verdacht erhärtet sich noch, wenn man sich unsere „modernen“ Friedhöfe mit ihren pflegeleichten, flachen, genormten Marmorgräbern näher ansieht. Hier regiert in der Tat die Abwaschbarkeit, und wenn man die Menschen betrachtet, die besonders vor Allerheiligen mit Schrubbern und Putzmitteln zur Grabpflege anrücken, ganz so als handle es sich um ihre Badezimmerkacheln, so faßt man sich an die Stirn und sehnt sich nach alten verwitterten Grabsteinen, nach Efeu, nach Stille und würdiger Beschaulichkeit, wie sie früher so selbstverständlich war.

*„Elles sont révolues,
Elles ont fait leur temps,
Les belles pom, pom, pompes funèbres,
On ne les reverra plus,
Et c'est bien attristant,
Les belles pompes funèbres de nos vingt
ans”*

klagt Georges Brassens, dessen sarkastisch-melancholisches Chanson „Le testament“ wir hier abdrucken, bereits





1960 in dem Lied „Où sont les funérailles d'antan“.

Ein anderer Franzose, der Kulturhistoriker Philippe Ariès, ist der Kulturgeschichte des Todes nachgegangen und zur Schlußfolgerung gelangt, daß es nicht allein der Glaube an ein Weiterleben in anderer Gestalt war, sondern daß es vor allem die Inszenierungen und Todesrituale selber waren, die den Menschen früherer Jahrhunderte das Sterben erträglich gemacht und den Tod sozusagen domestiziert haben.

Uns Heutige hingegen sieht Ariès um den eigenen Tod betrogen, wenn wir ohne Sublimierung, ohne helfendes Ritual und meist auch noch in fremder Umgebung, im Pflegeheim oder inmitten der anonymen Apparatedizin auf der Intensivstation, einsam und voller Angst sterben müssen.

Ein kleiner Lichtblick, ein Umdenken, den Tod und das Sterben betreffend, zeichnet sich immerhin auch hierzulande ab. Die der internationalen Hospiz-Bewegung nahestehende Luxemburger Vereinigung *Omega 90* hat eine Konvention mit dem Gesundheitsministerium abgeschlossen, die ein erstes Pilotprojekt mit fünf Betten auf einer Spezialstation des Escher Krankenhauses ab Januar 1994 vorsieht, das sterbenden Menschen und ihren Familien eine sinnvolle Alternative zur anonymen Apparatedizin bieten soll. *Omega 90* gehören Ärzte und Paramediziner an, und alle treten sie dafür ein, daß schwerkranken Menschen eine einfühlsame psychologische Sterbebegleitung zuteil wird und daß ihnen zudem all jene schmerzlindehenden Medikamente in der richtigen Kombination verabreicht

werden, die der pharmakologische Fortschritt hervorgebracht hat.

Die Hospiz-Bewegung entstand übrigens bereits in den sechziger Jahren in England, und heute gibt es solche Häuser, in denen Menschen in Würde sterben können, in vielen Ländern. Das nächstgelegene ist das Hospiz „Haus Hörn“ in Aachen, das 57 Menschen Platz bietet.

Es wäre zu wünschen, daß der Escher Initiative Erfolg und Unterstützung zuteil wird, und vor allem, daß solche Stationen sehr bald auch in anderen Luxemburger Kliniken eine selbstverständliche Einrichtung werden.

Denn wenn die Menschen ein Recht darauf haben, in Würde zu leben, dann muß dies auch für das Sterben gelten.

René Clesse

Les peuples sont cachés dans la terre

Réflexions sur l'esthétique
des cimetières de la ville



Chez nous, comme presque partout dans les environs, l'inhumation des corps humains constitue depuis des siècles le mode normal de sépulture. Mais où sont donc enterrés ces centaines de milliers d'hommes, de femmes et d'enfants qui ont respiré l'air de notre ville et qui lui ont donné leur empreinte?

Ne pas délaissier l'homme après sa mort était un souci constant de toutes les civilisations. Respect et honneur lui ont toujours été témoignés par les survivants, selon les traditions et selon les conceptions philosophiques et religieuses de chacun d'eux. Après l'hommage rendu par les cultes, une réalisation plastique perpétue le souvenir du défunt, en marquant l'endroit où il est appelé à reposer en paix, à l'abri de toute profanation. Un tel

Le titre est repris de l'ouvrage de Cochet „Normandie souterraine”.

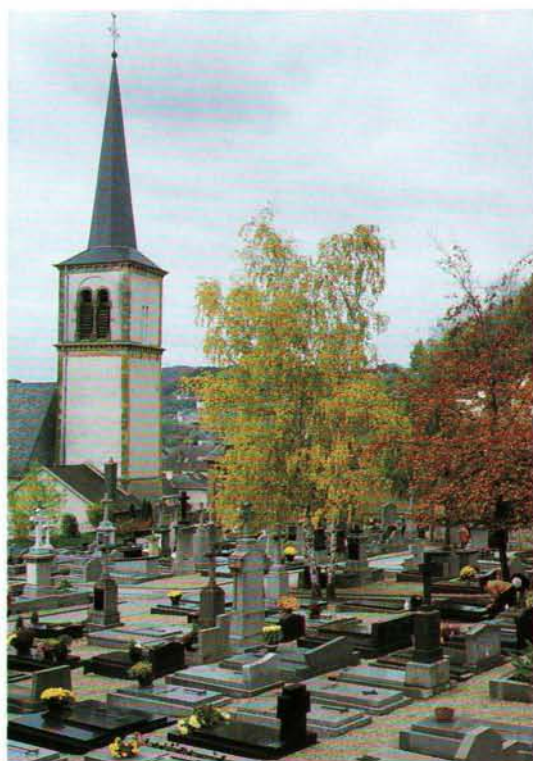
endroit, source de calme et de silence, doit apporter à lui la paix, et aux survivants, le recueillement.

Dans notre monde d'aujourd'hui, si agité, avec nos cités au développement incontrôlé où tout est mouvement, changement, bruit et stress, comment offrir une zone de tranquillité apaisante à ceux qui, à tout jamais, seront à l'écart des préoccupations futiles d'une vie tellement harassante?

Où donc nos ancêtres ont-ils aménagé de tels ensembles de tranquillité et de repos à l'intention des disparus auxquels ils se sen-

taient attachés? C'est à cette question que l'article „Inhumations d'hier et d'aujourd'hui” (page 18) a essayé de fournir des éléments de réponse. Il y est question des anciens lieux de sépulture ayant existé dans l'enceinte de la forteresse et qui, en grande partie, ont disparu dans la suite des temps, fût-ce à cause du manque d'intérêt qui leur était réservé, fût-ce à cause des réorganisations administratives qui ont été imposées dès la fin du XVIII^e siècle.

En dehors du cimetière militaire de Clausen aménagé pour les besoins de la garnison et



1



2

qui relève d'une gestion particulière, treize cimetières sont actuellement pris en charge par la ville de Luxembourg. Onze de ceux-ci sont répartis sur son territoire et leur circonscription correspond, en principe, à celle des paroisses ayant existé au moment de la fusion de l'ancienne ville avec ses communes voisines. La ville est encore responsable de deux cimetières israélites, situés, l'un près de la Tour Malakoff à Clausen (4), et l'autre à Bellevue au Limpertsberg; lesdits cimetières israélites sont assujettis à un statut réglementaire qui leur est propre et qui se différencie des anciens cimetières „paroissiaux”.

Emplacement des cimetières actuels par rapport au site

Contrairement à d'autres villes, Luxembourg ne possède pas de cimetière ancien qui puisse être considéré comme ensemble cohérent dans son site actuel et qui puisse apparaître comme vestige des périodes reculées de son histoire. De même il n'existe plus guère de monuments, typiques d'un passé lointain, qui seraient témoins d'un art funéraire particulier.

La période des persécutions une fois écoulée, les Chrétiens n'étaient plus obligés d'inhumer leurs morts dans la clandestinité, et à partir de ce moment, ils pouvaient rechercher en toute liberté des lieux de sépulture se rapprochant le plus possible de l'église ou encore de la tombe d'un saint particulièrement vénéré dans les environs. C'est ainsi que des cercueils en pierre de l'époque mérovingienne ont pu être trouvés à côté du sarcophage contenant les restes de St.-Willibrord à Echternach.

On peut retenir que d'une façon générale les cimetières s'élevaient au pourtour d'une église qui en était l'élément central. Ils étaient destinés aux morts des familles modestes, tandis que les personnalités importantes, appartenant au clergé ou à la noblesse, créaient pour leurs besoins une sépulture appropriée à l'intérieur des églises, dans le chœur ou la nef de celles-ci. Un tel privilège n'existe plus à l'état actuel de notre législation, sauf pour les membres de la famille grand-ducale et pour l'évêque de Luxembourg.

À la campagne, le cimetière avait normalement sa place au centre du village, fait que nous pouvons constater également dans deux des plus vieilles paroisses de la ville, à Rollingergrund et à Weimerskirch, où encore de nos jours les cimetières s'étendent sur des terrasses superposées, tenues par de hautes murailles. Ces aménagements mettent bien en valeur la beauté exceptionnelle du site dans lequel ils s'intègrent si bien. Le cimetière de Weimerskirch (1) utilise la différence de niveaux qui existe entre ces plates-formes pour y encastrier, à la romaine, des caveaux en pierres placés l'un au-dessus de l'autre et se prêtant à des enterrements horizontaux. Le cimetière de Rollingergrund monte également en terrasses jusqu'à la lisière du *Bambesch* (3) et permet au

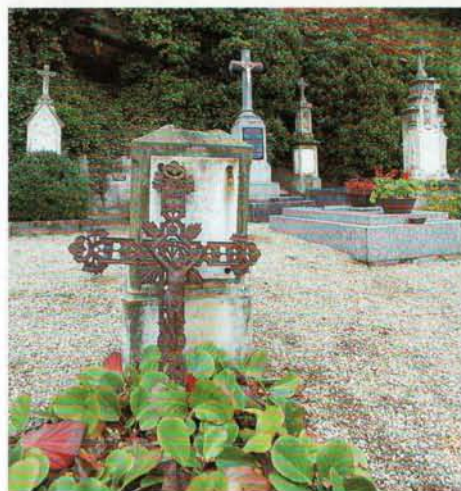
visiteur de contempler le paysage urbain par-dessus la vieille localité qui serpente au fond de la vallée.

Un de nos cimetières, en tout cas, a été aménagé très tôt déjà en dehors des murs de la forteresse, au val des Bons-Malades (2). Comme il était destiné aux lépreux et autres malades contagieux, on comprend bien que, pour des raisons sanitaires, son éloignement des zones normales d'habitation s'imposait.

Si lors de leur aménagement, on s'était efforcé d'implanter certains cimetières en dehors des agglomérations, ils étaient vite rejoints et puis cernés par les tentacules d'une cité en pleine expansion. Cela fut surtout le cas pour Bonnevoie où le cimetière, créé à la limite sud de l'agglomération, est aujourd'hui encerclé de maisons d'habitation. Ici plus qu'ailleurs se pose dès à présent le problème de réaliser un cimetière supplémentaire, répondant pour l'avenir aux besoins de ce quartier nouveau qui s'étend toujours davantage et dont la population égale pour le moins celle d'une ville moyenne du Bassin-Minier. Même un cimetière d'une surface aussi considérable que celui de Merl-Belair et incorporé dans un ensemble prestigieux de plantations, sera sous peu rattrapé par l'extension urbanistique de ce quartier à l'ouest de l'agglomération. Seuls les cimetières de Neudorf et de Hamm ont su garder leurs distances des zones d'habitation. En ce qui concerne plus particulièrement celui de Hamm, vers lequel on accède par une belle allée de châtaigniers (6), on se doit de relever le charme de sa halle de cérémonie enjolivée d'une tourelle en pierres de taille. Les visiteurs, d'où qu'ils viennent, sont impressionnés par la quiétude profonde qui y règne grâce à sa situation en dehors de la localité dans un cadre naturel si bien préservé. Mais, hélas, ce havre de paix sera sous peu définitivement compromis par l'intensification croissante d'une circulation bruyante, due à l'achèvement d'une voie importante de contournement et à la mise en exploitation du crématoire construit à l'entrée du cimetière. Plaignons ses occupants qui ne pourront plus s'élever contre cette violation inouïe d'un bel environnement (35).

Le développement de l'incinération des corps nous a placés devant de nouveaux problèmes d'inhumation, surtout depuis que la récente législation de 1972 a définitivement donné droit de cité à ce mode de sépulture. Des columbariums ont été construits, soit en élévation soit par incorporation dans de belles pentes de verdure et encore a-t-on réalisé des tombes cinéraires particulières à dimensions réduites dans l'enceinte des grands cimetières de Notre-Dame et de Merl-Belair. Il est à mentionner la réussite de l'aménagement de la Pelouse des Cendres, créé en 1982 au même cimetière de Belair (5), pelouse ornée d'une belle sculpture et se prêtant parfaitement à la cérémonie de dispersion des cendres.

Le développement des cimetières communaux dépend bien entendu de celui des



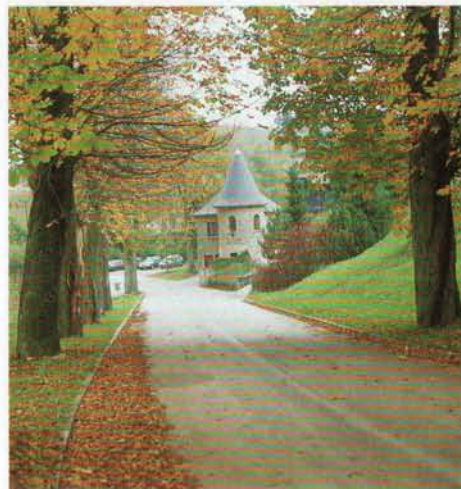
3



4



5



6

quartiers environnants, dont ils sont l'expression qui tient compte des données sociologiques, économiques et géographiques de chacun d'eux. C'est pour cette raison que certains sites font preuve d'une conception esthétique plus cohérente et plus poussée que d'autres, selon qu'ils reflètent un groupe humain différent plus homogène et plus développé.

Des problèmes pratiques inattendus peuvent ainsi résulter de la situation en pente d'un cimetière, comme à Rollingergrund, où il arrive que les surfaces disponibles à l'aménagement d'une tombe n'atteignent pas les dimensions réglementaires prévues, ce qui peut bien entendu poser des problèmes techniques au moment de l'inhumation. Par contre, la situation était différente à Hollerich, commune en plein essor grâce à ses quartiers industriels et commerciaux, tels que ceux qui s'étalent autour de la gare centrale. Les surfaces disponibles y étaient importantes à un point tel que les dimensions des fosses, au moins sur les parties anciennes du cimetière, sont de loin plus amples que ne l'exigent les normes réglementaires. Il en est de même pour Hamm, localité de campagne à l'extension généreuse.

Tous les sites de nos cimetières ont en commun d'inviter au recueillement. En pénétrant dans l'enceinte, nous sommes pris par une impression de silence et de paix. Nous devons beaucoup aux grands murs de pierres taillées qui les protègent en faisant frontière entre deux mondes opposés: ici vacarme et là silence, ici activité débordante ou agressivité et là paix et méditation. En franchissant le portail en fer forgé, nous pénétrons dans un autre espace, sorte de sas entre la vie présente et celle qui lui fera suite. Ici tout s'arrête et nous nous retrouvons face à nous-même.

En y regardant de plus près nous nous rendons bien compte que certains aspects du cimetière nous déroutent et qu'une approche plus critique s'impose.

L'esthétique, les styles

Tous les êtres humains sont égaux devant la mort, mais les monuments qui leur sont consacrés veillent à estomper cette vérité. Si tout homme retourne à l'état de poussière, nous avons l'impression, en pénétrant dans l'enceinte de nos cimetières, que les survivants tiennent à camoufler cette réalité. La fortune contraste avec la pauvreté comme dans le monde des vivants. L'apparence des valeurs et des matières pompeuses, chères à notre société matérialiste, semble guider irrémédiablement le choix du monument dédié au défunt. Alors il devient pressant de répondre à la question suivante: est-ce la relation du vivant avec le (ou la) mort qui le guide dans ses choix ou est-ce sa relation avec les survivants qui le subjugue jusque dans l'enceinte de ce site qui devrait rendre une telle attitude futile?

Matériaux richissimes, emplacements doubles, triples ..., nettement démarqués du voisin par des murs en marbre, des balustrades

en bronze, lettres épaisses dorées, portrait immortalisant, effigies, fonctions antérieures étalées, titres ou décorations, sont-ils les armes du „paraître” ou l'expression d'une affection en peine? Est-ce que tout cela rime avec esthétique? Comment notre société réagit-elle contre une telle évolution?

La législation en vigueur, il s'agit de la loi du 1^{er} août 1972, a accordé à toute personne le droit de faire placer sur la tombe de son parent ou de son ami une pierre sépulcrale ou un autre signe distinctif de sépulture.

La même disposition légale a donné au conseil communal la faculté de réglementer ce droit et l'a en outre autorisé à déterminer les dimensions, les formes et les matériaux des monuments funéraires. Finalement, cette autorité peut réglementer la nature des inscriptions à apposer sur les tombes.

Mais qu'est-ce que la commune a fait de ces possibilités que la loi lui a données?

Peu de choses, finalement.

Elle a soumis à autorisation, il est vrai, la pose et la transformation d'un monument. Ce faisant, elle s'est laissée guider, non par des considérations d'esthétique, mais exclusivement par des nécessités de sécurité publique, en veillant à la stabilité de l'aménagement projeté. L'enlèvement, cependant, d'une tombe, quelle que soit sa valeur esthétique, est libre et le propriétaire peut agir à sa guise, sans demander l'avis de personne.

En ce qui concerne les monuments à ériger nouvellement, la commune a limité le choix des matériaux à mettre en oeuvre. Et ainsi, les monuments doivent-ils être réalisés exclusivement en pierres naturelles, en bois, en fer forgé, en bronze ou en cuivre. La commune a ainsi la possibilité d'écarter des matériaux moins authentiques, tels que le béton, le plastique, etc. Les accessoires ornementaux à placer sur les tombes doivent être exécutés dans les mêmes matières et les photos à fixer sur les monuments ne sont pas admises. Celles-ci peuvent être enlevées d'office.

Evidemment, de telles dispositions sont d'une application délicate qui trop facilement pourrait être interprétée ou ressentie comme profanation.

„Ewech mat deem alen onpraktesche Wouscht.” – Réflexion souvent entendue. Examinons donc ces „vieilleries” qui semblent gêner notre goût moderne, si volontiers à la recherche de choses pratiques. L'analyse de quelques exemples stylistiques à travers les différents cimetières, permet de retrouver les tendances architecturales chères au XIX^e siècle.

Les monuments funéraires ne sont jamais seulement représentatifs, mais sont toujours chargés de significations et de symboles. Ceux-ci trouvent leur expression soit dans la forme du monument, par des éléments tels que croix, stèle, colonne brisée, catafalque ou urne, statue, petite chapelle ou mausolée familial, soit dans le choix d'accessoires décoratifs imaginés, dont nous examinerons les plus significatifs:

I. Symboles: Tendances anciennes

Les monuments vraiment anciens deviennent de plus en plus rares et sont disséminés sur tous les cimetières de la ville. Peu, en effet, ont échappé à la main de l'homme moderne qui se veut si efficace. On y retrouve toujours les motifs symboliques ayant fleuri aux siècles précédents: ils témoignent de la vision spontanée du monde dans une réalisation technique méticuleuse.

Leur matière est le grès, pierre chaleureuse et douce et, encore parfois l'ardoise plus difficile à travailler, mais très fréquente dans l'Oesling. Le grain chaud de ces pierres de notre pays se voit évincé par le granite, froid et distant, apparu dans leur voisinage dès le XIX^e siècle. Pourquoi serait-il plus noble? Parce qu'il n'est pas d'ici? Regardons ces plaques d'ardoise qui restent le long du mur au cimetière militaire de Clausen ou celles formant les croix des sœurs de Ste Elisabeth du cimetière de Siechenhof (7), ou alors cette croix à forme irlandaise (10) restaurée sur un monument à Weimerskirch: naturalisme surprenant, déformation ou stylisation intuitive, on peut s'émerveiller et saisir à travers elles la mentalité de nos ancêtres.

Quels symboles retrouvons nous le plus souvent?

Le *coeur* (13) (pour les Egyptiens, le mort est l'homme au coeur arrêté, alors que le chrétien y voit le symbole de la foi ou de la charité).

La *tête de mort* (8) placée sur des tibias en croix (ce crâne symbolise la réalité, mais prend à travers la main de l'artisan parfois un aspect insolite aux physionomies diverses allant du stylisé au réalisme et du macabre au comique tragique).

Les *ailes* (15), les *têtes d'anges* (11), et surtout

Les *maines jointes* (14), symbolisant la liaison avec le mort ou du mort avec Dieu („Signum concordiae, signum consolatioe”, d'après St.-Augustin).

Les *maines posées à plat l'une à côté de l'autre* (12), comme au vieux cimetière israélien sur une stèle plate, arrondie au bord supérieure par une arcade en plein cintre, entourant la plaque d'inscription.

La *trompette du jugement dernier* qui réveillera au moment opportun les morts pour les appeler à comparaître devant le tribunal de Dieu.

La naïveté, un peu gauche parfois, qu'on trouve dans l'expression symbolique de cet art, touche par sa vérité et sa sincérité.

Parmi d'autres symboles chrétiens on retrouve fréquemment la faux, le sablier (9), l'arbre brisé, la colonne brisée, tous symboles de la rupture que représente la mort. Le lierre toujours vert symbolise la vie éternelle, l'arbre quant à lui l'arbre de vie, c'est-à-dire le Christ.

9



7



10



13



11



8



14



12

15



II. Tendances néoclassiques

Les frontons apparaissent au XIX^e siècle, au-dessus des plaques portant les inscriptions.

Sont encore caractéristiques de ce style, les différents éléments de l'entablement classique (25), corniche, frise et autres, ou bien les colonnes engagées ou dégagées (16, 17) (à côté d'autres, brisées et plus nettement romantiques).

On peut rencontrer une draperie néoclassique sculptée au-dessus de la stèle d'une tombe israélite; et c'est d'ailleurs dans l'ancien cimetière juif que le visiteur découvre les derniers restes les plus attachants de cette expression plastique: ici une guirlande de laurier, là un autel classique, monté sur pilier avec des décors en volutes, gland, corniche, frise décorative... Les monuments de confession chrétienne sont surmontés par une croix latine, relativement sobre en grès, portant un Christ en fer ou en fonte (21). Les artisans s'en sont tenus aux modèles du dogmatisme classique et ont essayé d'individualiser leurs monuments par de simples détails ornementaux.

III. Tendances néoromanes et néogothiques

Comme expression de ces tendances nous pouvons observer des vestiges de monuments funéraires présentant tout le vocabulaire correspondant, à savoir niches avec arcs en demi-cercle (arc brisé ou multilobé), imitation en miniature du fenestrage style flamboyant ou arcs à lancettes, rosaces et gâbles (22) – symboles de la tradition catholique – rivalisent entre eux sur tous les cimetières et jusque dans le décor de certaines stèles juives.

IV. Tendances éclectiques

On parle d'éclectisme lorsqu'on mélange les éléments constitutifs et spécifiques de styles différents (classique, gothique, baroque, etc.). Si cette tendance existe dans l'expression architecturale du XIX^e et au début du XX^e siècle, elle apparaît aussi dans nos cimetières. Bon nombre d'exemples correspondent à la description de ce formalisme souvent surchargé (15, 19).

Mais ne jetons pas leur pierre aux tailleurs de pierre qui ont suivi le goût de leur temps et de leurs clients. Ils nous ont donné la preuve de leur patience et de leur métier qui ne manque généralement pas de finesse ornementale. Ces exemples de plus en plus rares sont un précieux témoin de la manière de voir de cette époque.

V. Tendances nouveau-style

Ces formes plus ou moins stylisées à partir de motifs végétaux, feuilles ici, nervures et rainures de troncs d'arbres (23), ailleurs, font partie d'une ornementation irrationnelle qui veut s'adresser à la sensibilité, être originale, insolite et fasciner par une espèce de morbide élégance (26).

Bien souvent, du souci de respect stylistique naît l'esprit de routine, pendant que se développe, dans un siècle de progrès mécanique la production industrielle: les croix en fer et en fonte (18) (surtout à proximité des fondrières d'Eich et de Dommeldange, c'est-à-dire au cimetière de Weimerskirch). Bien que la production en série ne soit pas à priori inconciliable avec l'esthétique, elle risquait de tuer la recherche personnelle de l'artisanat. Il est probable que ces monuments ne furent néanmoins pas considérés de la même façon que ceux en pierre, symbole par excellence de l'éternité. La fonte offrait pourtant une possibilité originale de refléter l'esprit de l'époque avec des motifs végétaux et lignes ondulées complexes (24). Elle révèle des formes en croix de Malte aux extrémités pattées, aux entrelacs compliqués à base du motif très répandu de la palmette, impression de dentelle fine et élégante malgré la lourdeur de la matière.

VI. Le monument récent et ses caractéristiques

Le règlement de nos cimetières, déjà cité, plutôt flou dans ses exigences formelles, sert d'excuse à une certaine anarchie esthétique, et de prétexte au meilleur comme au pire.

Certains monuments présentent des recherches sculpturales simplifiées, aux confins de la géométrisation et de l'abstraction. Ceci conduit à emprunter souvent aux formes anciennes, comme le roman, ce qu'il y a de gauche: exemple d'un Christ archaïque, quelquefois rigide et sans vie ou alors – par une stylisation audacieuse – étiré en longueur exprimant une noblesse immobile (34). Les diagonales expriment le dynamisme contraire à l'idée d'éternité (38). Le maniérisme guette.

On ne peut pas passer à côté des nombreux exemples d'effigies (15, 19, 27) en marbre et en bronze, forme d'expression choisie par une population aisée. Elles reflètent l'influence du classicisme italien dès le XVI^e siècle. Sous leur aspect actuel, elles sont d'abord un simple élément de garde funèbre comme au XVIII^e siècle. L'effigie ou l'allégorie ajoute à ce rôle symbolique de protecteur une personification du drame. Il faut être très vigilant pour que cette expression ne tombe pas dans le «mélodrame» et éviter ce que Maurice Denis a défini comme des «effigies aux airs niais, pommadés, des yeux blancs et la bouche en coeur...» Le «client» impose son programme, ses goûts et ses conditions. Expression de tristesse, de mélancolie, une pleureuse crie son désespoir; elle est symbole de la fidélité, l'ange qui, l'œil fixé pour toujours vers l'infini, attend la résurrection... L'artiste se permet des expressions fortes, propres à séduire des âmes simples. Ainsi, il exauce les désirs de ses «clients» qui recherchent la sublimation de leur peine, signe extérieur de souffrance.

Des bas-reliefs moulés en série (par exemple, de multiples variantes de la Passion du

16



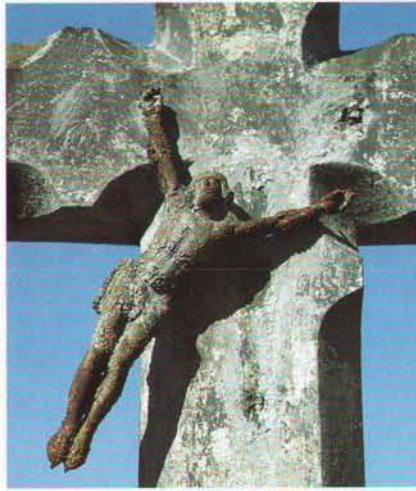
17



18



21



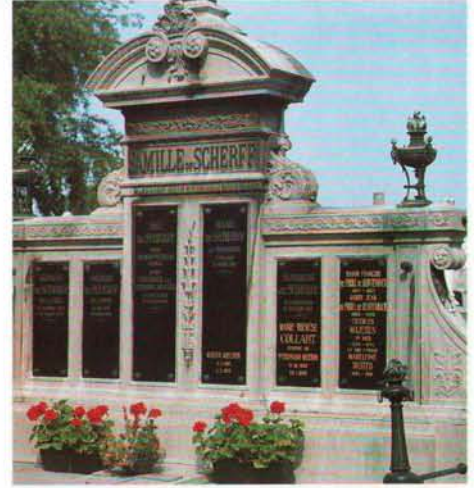
19



22



25



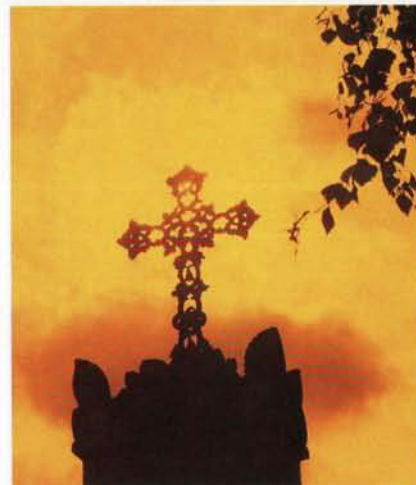
23



26



24



Christ (30) style Renaissance, ou alors des variations gravées dans le marbre poli sur le thème de la „Cène”, style Renaissance) ornent tous nos cimetières dans le but d’individualiser les tombes fabriquées en série. Ces ornements reflètent le goût d’une société qui, ayant accédé à de puissants moyens, croit acheter de l’art. Valeurs ingrates, celles-ci sont souvent médiocres et parfois laides. Comment freiner ces évolutions vers le „Kitsch”, triomphe d’un goût stéréotypé qui échappe à toute analyse formelle, en reflétant simplement les lois de la mode et du commerce? A. Moles y voit (il l’explique dans son livre „Psychologie du Kitsch”) l’art du bonheur. On pourrait y trouver une source de plaisir, puisque l’artisan réalise dans le détail un travail décoratif habile et méticuleux. Mais si son but est de procurer un sentiment de dignité, le fait de réunir un amalgame d’éléments hétéroclites qui isolément représentent un travail de qualité, annihile son ambition.

Alors que des artisans d’antan utilisaient la symbolique du répertoire chrétien, nous voyons apparaître une symbolique plus profane qui se propose d’évoquer les mérites du valeureux défunt: partitions du musicien, livre du relieur, décorations du militaire et du politique, épitaphes mettant en relief l’importante position sociale et les décorations qui la mettent en valeur.

Si les formes que nous venons d’évoquer frisent souvent le mauvais goût, beaucoup recherchent la sobriété et la discrétion; dans ce registre, qu’il nous soit permis de citer quelques monuments qui impressionnent par la cohérence du langage plastique:

- sculpture de Ianchelevici (36), expression du thème de la mère et de l’enfant dans une attitude de mesure et de sobriété,

- monument en souvenir des victimes du nazisme, sculpture de Wercollier, dépouillement extrême d’une silhouette brisée par le fardeau de la souffrance, contre laquelle elle se redresse,

- mère aux enfants de Berchem (31), délicatesse par la forme et le choix judicieux du matériau,

- tombe du *Hauptmann von Koepenick* (33), épitaphe en relief intéressante,

- bas relief romantique en bronze signé Liebl.

Ces oeuvres du cimetière Notre-Dame, qui rompent avec la monotonie ambiante, sont



28

l’oeuvre de sculpteurs. Donc elles restent l’apanage de quelques-uns et ne sont que des cas isolés.

Parmi les curiosités attachantes, il convient de citer le paraphe de Batty Weber immortalisé dans le bronze (37).

Les communautés

Lorsque l’effort n’est pas celui d’individualiser le monument, mais au contraire de mettre en valeur un esprit de communauté, le résultat devient impressionnant, par la quiétude qui s’en dégage, en dehors de toute prétention.

C’est le cas lorsqu’on entre au cimetière du Siechenhof, où se trouvent à droite de l’entrée, blotties contre la nef de l’église et l’enceinte du site, les croix en ardoise des Soeurs hospitalières de Ste-Elisabeth au Pfaffenenthal (7). Ces croix latines, dont une seule veille chaque fois sur plusieurs défunt(e)s, portent leurs inscriptions gravées sur les deux faces, et comme sobre décoration le motif symbolique de leur ordre en bas-relief. Un ensemble dépouillé, touchant dans son uniformité et qui inspire le respect et la méditation.

Les religieuses du Carmel sont la seule communauté à avoir encore leur propre cimetière privé en dehors de ceux de la commune.

Citons, dans le même ordre d’idées, la communauté du vieux cimetière de la garnison militaire allemande (déjà mentionné) rassemblant en contrebas de la rue Jules Wilhelm les soldats de la vieille garnison, ceux de 14-18 et ceux de 40-45 sous de vieux châtaigniers.

L’urbanisme

„Friedhöfe sollen nicht Orte der Trostlosigkeit sein” (Natura, Lux. Wort 16.11.72, p. 7). Pourquoi sont-ils aujourd’hui des *corps étrangers*, où l’on s’efforce de masquer, par la verdure et le soin du jardinage, la qualité parfois douteuse des monuments? Que ce soit avant ou après le réaménagement des cimetières, les parcelles ont été tracées à angle droit, géométrie impitoyable comme celle du baron Haussmann.

Cette extrême banalité du tracé systématique est rompue çà et là par le hasard: il est dû à des concessions expirées, à des tombes disparues ou réorganisées, ou encore à des parcelles trop exiguës. Il en résulte, avec l’aide de l’inspiration du jardinier communal, un ensemble agréable et naturel où les sentiers pavés suivent librement les directions inspirées par ce hasard. Nous lui devons de voir ainsi humanisé le quadrillage militaire initialement prévu. De tels programmes, entamés à Bonnevoie et surtout au Fetschenhof, ont été arrêtés depuis peu et on se demande vraiment pourquoi. C’est bien dommage.

Nous ne pouvons pas structurer l’espace destiné aux inhumations comme celui d’un cimetière irlandais, en parsemant les pierres tombales sur une pelouse de velours vert: il nous manque et les pluies régulières et une certaine relation avec la nature. Que diraient nos dames superbement chaussées par un temps maussade un premier novembre, en patageant sur l’herbe? Pour beaucoup de citadins le plus beau des arbres „salit”, même si la commune nettoie.

Certains cimetières en bordure se retrouvent entourés d’habitations. Le visiteur recueilli aura, au-delà des tombes, une vue directe sur la poubelle ou le linge qui pend au balcon de la résidence adjacente. Les vieux murs hauts étaient souvent indispensables, d’autant plus que leur charme agit, à la manière de celui du Siechenhof.

La halle des cérémonies (32) au cimetière de Bonnevoie avec ses grandes ouvertures offertes à tous vents au bord du trafic, contrairement à d’autres, ne procure plus aux gens ce qu’ils cherchent dans ces circonstances: le silence, la privauté, le calme, le recueillement ni même un abri sérieux contre les intempéries et la pluie.

Par contre celle de Merl-Belair présente une architecture contemporaine symbolique qui marque de son empreinte tout le site. Dans bien d’autres endroits, la halle s’intègre sans fausse note dans l’aménagement global du site (Notre-Dame).

29



27



30



31



33



36



37

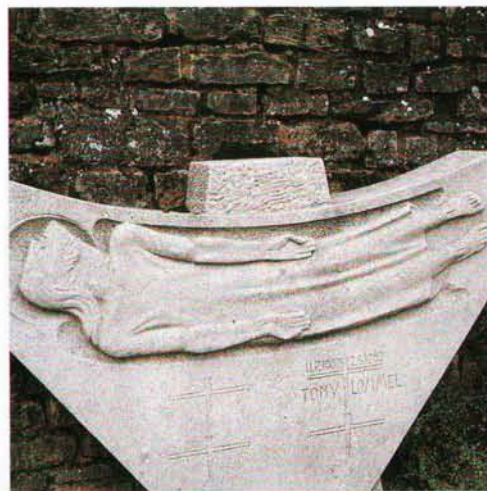


L'art funéraire
est le miroir
de la vie culturelle
d'une société.

32



34



38



35

Impressions d'ensemble

En parcourant nos cimetières, il est frappant de voir qu'on est passé d'une architecture où les verticales dominaient, dans les parties anciennes, à une architecture où l'horizontale domine, dans les parties modernes. Le règlement interdit les lourdes croix hautes sans fondations sérieuses, souvent dangereuses ... Alors, le regard pourra se perdre sur une mer de dalles en granite, en marbre noir, en camaïeux bruns et gris, polis à la perfection.

Lignes lisses, sans accident, où le regard ne s'accroche qu'à quelques vagues symboles classiques, fronton, colonnes, croix, essayant d'exprimer une décence réservée et une richesse cossue.

„Die Gräber sind der treueste Spiegel aller Zeiten". – Cet aspect léché et riche fait penser à nos constructions fonctionnelles, si bien symbolisées par les entrées de banques, mêmes matériaux, même lissage, désir d'inspirer confiance.

Que voulons-nous exprimer par ces choix?

„Les vivants passent, les morts demeurent". – Ainsi les générations futures et lointaines auront à nous juger.

Curieuse évolution de notre société qui veut que désormais la mort soit cachée, camouflée, société où le deuil n'est plus de mise et où les cérémonies funèbres sont pratiquées dans l'intimité à l'écart de la vue et de la vie.

„Wie botzt dann, wann ech nēt méi do sin?" – Voilà les préoccupations de tel qui pense que les jeunes auront d'autres chats à fouetter que de se soucier de gratter la mousse dans les creux d'une sculpture funéraire. Il faut donc choisir le marbre d'Italie, le granite belge ou telle autre pierre également

polie de manière parfaite et provenant d'Espagne. Sait-on qu'aujourd'hui, le grès du pays se traite bien contre l'effritement et présente alors une grande résistance aux intempéries?

Pourquoi ces surfaces nettes, brillantes, si sombres? Ne supportons-nous donc plus le témoignage du temps dont l'apparition d'une mousse soyeuse sur nos vieux grès?

Se promener dans un cimetière, c'est aussi rechercher des racines, ses racines, d'autres racines. Quelle frustration de ne plus trouver d'inscriptions sur celui qui habite telle tombe ou telle autre. Est-ce la discrétion des individus ou une pudeur exagérée qui incite à cesser d'inscrire les dates en ne laissant plus que le nom de la famille? Perpétuer le souvenir est une des fonctions premières du monument funéraire. Les passants ne pourront plus situer les défunts dans le temps en stimulant leur mémoire, à la recherche de leurs souvenirs. On n'enlève pas seulement une source précieuse d'information que l'ordinateur ne remplacera jamais, mais encore un contact intense et direct avec le passé et ses témoins. Une espèce d'anonymat froid s'installe.

Ceci se ressent malgré les remarquables soins d'aménagement des zones de verdure dont les jardiniers de la commune s'occupent avec zèle. La perfection de cette architecture verte peut même, dans certains cas, poser un problème à celui qui ne peut plus placer sa coupe de fleurs devant l'urne, sans étouffer quelques plantes du paysage. Il faut que ce geste personnel, symbole de toute relation humaine, reste possible. Il est devenu difficile devant les cinq rangées d'urnes du columbarium du cimetière Notre-Dame.

Il est même probable que, si la coutume de disperser les cendres sur un pré, comme tel est le cas à Merl-Belair, venait à se répandre, la dernière demeure et, avec elle, le monument

funéraire individuel disparaîtrait pour laisser à leur place un simple parc aménagé. Si cette façon de procéder venait à dominer dans le futur, la conclusion de cette étude deviendrait futile.

Notre société serait alors une société sans sépultures identifiables, selon une manière que prônent ceux qui sont préoccupés par le manque de place dans nos cités. Notre société sans dernières demeures, alors qu'elle-même s'écroule sous ses déchets, voilà bien le paradoxe. Elle n'arrive pas à absorber ni à éliminer, mais elle accepterait de ne laisser ni sépulcre, ni sarcophage, ni mastaba, ni hypogée, ni caveau, ni stèle, ni kippa, ni kouppa, ni tumulus, ni cénotaphe, bref aucune forme de l'art funéraire.

La mémoire s'effacerait vite. Aucun support visuel n'aiderait les survivants à se souvenir. Même, si le souvenir devait se trouver avant tout dans les traces que nos défunts laissent de leurs actes, nous savons qu'il est facile d'oublier et que le support matériel est une aide précieuse pour notre mémoire et un refuge pour notre peine.

L'art funéraire est le miroir de la vie culturelle et sociologique d'une société. Que nos concepts moraux, religieux et esthétiques soient bien moins stables que nous ne le croyons, nous le voyons dans nos cimetières, où nous rencontrons à côté de la sincérité, l'hypocrisie, à côté de la fidélité, l'oubli; nous voyons la modestie et l'austérité côtoyer l'apparat, la vanité le clinquant, nous découvrons tant la naïveté que le raffinement. Nous sommes confrontés aux traditions, aux rites et aux coutumes, au reflet de la foi et de la confiance à l'espoir perdu (texte trouvé sur une épitaphe de la commune), à la fatalité, à la peur, au doute, au nihilisme ou à l'acceptation. Emotion profonde, faste, ridicule. Grandeur, mièvrerie?

Que nous négligions l'entretien des tombes de nos aïeux, et le temps viendra tout effacer et égaliser, sans exception. Nous serons impuissants contre les fissures et éclats dans le marbre comme dans le granite, les épitaphes s'effriteront et la nature reprendra ses droits en ternissant tout, en couvrant les fers de rouille, et en enveloppant chaque forme de lierre ou de mousse. Combat inégal, combat éternel.

Nous souhaitons que notre époque laisse une trace flatteuse. Pour cela les exécutions modernes des tombes ne devraient plus être prisonnières de la banalité ni victimes de modes transitoires. Redonnons à l'artisan le goût et la possibilité de travailler avec plus de liberté, plus de cohérence esthétique et plus d'audace. Mais cette audace c'est à nous de l'avoir.

Myriam Schmit-Cassaignau



Argentineschen Tango



Firwat muss hien all Kéier nokucken, wann en d'Geburtsdatume vu sänge Kanner bräuch? Firwat verhält en déi nët? A firwat weess en all Kéier, wann den 3. Dezember as, datt op deem Dag säin éischte Patrick gestuerwen as? Dat si lo fënnfanzwanzeg – neen, fënnfandrësseg Joer hier.

D'Spull vun dräi Deeg steet um Spullsteen. En huet kee Wäschpolder méi fir an d'Wäschmaschin. De Krunn drëpft op d'Spull vun dräi Deeg. D'Whiskysfläsch as nees eidel. Souvill drénkt en dach nët. 'T as näischt an deene Fläschchen. Hie misst schlofen. Hie kënnt de ganzen Nomëtteg schlofen. Mä d'Spull muss wech! Haut muss se wech!

„Rapp dech, Joseph-Jean!“ Fréier huet e sech selwer sou rëmkommedéiert. Haut dëngt et näischt méi. E seet et och nët méi haart. En denkt et just heinsdo nach. Mä e weess, datt en nët méi follegt.

D'Lisy war schon do, wéi den éischte Patrick gestuerwen as. 'T krut nach näischt mat. Den éischte Patrick war eng Fréigebuert, sou wéi dat bei den zweete Kanner dacks de Fall as. Dräi Pond nëmmen. Haut kënne se sou eppes um Liewen halen; deemools nach nët. Oder dach? Se hun en um Spidoolskiirfecht begruween; iirgendanzwousch. Se hun him mol nët wëlle son, wou. 'T war näischt Offizielles. Dem Margot huet et manner ausgemaach wéi him.

Wéi den zweete Patrick op d'Welt koum, war d'Anne schon do. E war zéng Méint al, wéi e gestuerwen as. „Wann d'Féiwer bis e Méindeg nët rof as“, sot den Dok-

ter, „da fuert der besser an d'Kannerklinik.“ Sonndes owes as e gestuerwen. Zéng Méint al; e kleng stramme Kärchen; doutkrank, ma en huet nach a séngem Juppeler gejuppelt an un der Fläsch gesuckelt. 'T as alles sou séier enne räusgelaf, wéi e gedronk huet. 'T war Summer, deemools. Den Dokter koum vum Waasserschi fir den Doudeschäin ausstellen. E war eng Grëtz genéiert. „Dir hätt deem nimools dierfe Patrick nennen“, sot d'Schwéermamm, „dat muss jo Ongléck bréngen.“ Si hun e Graf kaaft.

Am Radio spille s'en Tango. Da's haut seelen. En argenteschen. Den Tango as den Danz vum Dout, son d'Argentinier.

Deen drëtte Patrick blouf um Liewen. Da's haut „de Patrick“. Déi zwéin aner si vergiess. Neen, 't as nët wouer. Hie muss un deem éischten denken, an un dat, wat haut méiglech wir. Oder wir dat och schon deemools méiglech gewiescht? An och un deem zweeten; an un dem Dokter vun deemools séng Waasserschi.

De Mann op der Gemeng huet gelunge gekuckt, wéi en den drëtte Patrick an d'Familjebuch agedron huet. Haut huet de Patrick der sechszwanzeg. D'Anne as schon zweemol Mamm, an hien zweemol Grousspapp. E verhält d'Nimm vun séngen Enkelkanner fir d'Baschten nët. „Wann's de nach eng Kéier ze deene sees, dat as de Bopa, da kommen ech ni méi bei iech“, sot en zum Anne, „ech sin nach kee Bop!“

D'Lisy as nach nët bestuet. 'T huet der lo aachtandrësseg a keeft sech säi Fleisch am Pond. 'T huet recht. Hie war deemools ze

domm dofir. D'Margot huet well laang een aneren; an d'Häus.

D'Liewen as Schäiss. D'Monique, séng Schwëster wousst dat. 'T huet mat fënnfanzwanzeg Pëlle geholl, d'Lisy war just op der Welt. „Dat huet d'Mamm an d'Graf bruecht“, sot säi Papp nach zéng Joer duerno.

Déi zwéi Patricken, d'Monique, d'Mamm; dat war alles beieneen; bannent véier Joer. Duerno goug d'Margot séngerwee. Duerno gouf et méi roueg. Just säi Papp lieft nach. En huet der nonzeg an as durcherneen. E kennt hien nët, wann hien e besicht. D'Nonne schwätzen nët vill.

Hie muss déi Spull wechkréien. Fir d'éischt mam Margot Loyer bezuelt, du d'Häus bezuelt, du krut hatt et, lo bezillt en nees Loyer. 'T as nët vill méi wéi eng Stodentebud. Mä hien as jo nach kee Bop. Hie rappt sech.

D'Margot huet gären Tango gedantz. 'T war deemools nëmmen eng Spréif. 'T war flott, mat him Tango ze danzen. Spéider, no de Kanner, goug et äuserneen.

D'Anne huet als Meedchen och dacks Tango mat him gedantz. 'T war och nëmmen eng Spréif mat siwenzéng. 'T fänkt och un äuserneen ze gon, lo no de Kanner. 'T hält mat séngem Mann d'Graf vum zweete Patrick an der Rei. „'T war dach mäi Bruder“, sot et mol.

No der Scheedong wollt d'Margot näischt méi mam Graf ze don hun. 'T gehéiert jo awer bei d'Häus.

josy braun



Inhumations d'hier et d'aujourd'hui

„La mort
est partout,
devant nous,
derrière nous.”

(Jean-Paul Sartre)

Chaque année, au début de novembre, les fêtes de la Toussaint et du Jour des Morts donnent à nos cimetières un regain d'actualité et d'intérêt. Même si, des mois durant, nous ne les avons guère fréquentés, en ces jours-là ils nous attirent et, voulant faire comme tout le monde, nous y allons pour nettoyer et pour fleurir, comme il convient, la tombe de nos parents. Ne faut-il pas que les chrysanthèmes que nous y avons placés fassent, par leur couleur et leur taille, impression et montrent que nous n'avons pas lésiné sur la dépense pour marquer bien l'attachement à nos défunts? Et ainsi, le cimetière se trouve-t-il plongé dans une mer de fleurs qui, pour quelques heures, créent une impression de solennité et de piété convenant à la cérémonie de bénédiction qui doit avoir lieu. Si, parmi les assistants il peut y en avoir pour qui cette commémoration paraît ennuyeuse et mal à propos dans notre monde laïcisé, la grande majorité cependant apprécie la beauté réelle de ces quelques instants qui, pour brefs qu'ils puissent être, leur ont donné cependant l'occasion de se recueillir et de penser à ceux, parents et amis, qui dans le temps les ont précédés. Et de telles réunions de souvenir, à n'en pas douter, ont gagné à être placées dans le cadre traditionnel de nos cimetières si bien aménagés et dont les splendides plantations ont transformé en de magnifiques ensembles dégageant une atmosphère de calme et de piété, d'anciens champs sans coeur et sans charme groupant des monuments grisâtres et bien tristes.

Incontestablement la ville a réalisé, au cours des dernières décennies, de grands programmes d'amélioration et d'extension sur tous ses cimetières, qu'ils aient appartenu à l'ancienne ville de Luxembourg¹ ou à ses communes voisines de Hollerich², Eich³, Rollingergrund⁴ et Hamm⁵ qui, lors de la fusion de 1920, ont été réunies à elle. Il en a été de même des cimetières israélites de Clausen, derrière la tour Malakoff, et de Bellevue qui eux-aussi ont été repris par la ville à la suite d'un arrêt du Conseil d'Etat de 1960. Celui-ci soulignait en effet que seules les communes sont légalement tenues de créer et de gérer les cimetières, obligation qui, sous l'Ancien Régime, incombait aux communautés religieuses.

Une réglementation générale correspondant à notre système actuel existe dans nos régions depuis le début du XIX^e siècle; elle avait fait l'objet du décret impérial du 23 pairial an XII (12 juin 1804). En dépit de ses imperfections, ce texte légal était resté en vigueur pendant longtemps, pour n'être remplacé que par la loi du 1^{er} août 1972, portant réglementation de l'inhumation et de l'incinération des dépouilles mortelles. Si cette loi a repris, quitte à les adapter, les principes essentiels du décret de l'an XII, elle a innové en introduisant l'incinération et en abrogeant, pour l'avenir, les concessions à perpétuité, lesquelles avaient été pour beaucoup dans l'augmentation croissante du nombre des tombes délaissées, cause essentielle de l'état négligé de beaucoup de nos cimetières. Ce qui plus est, les communes obtenaient enfin le droit de réglementer les monuments funéraires, tant en ce qui concerne leurs formes que les matériaux dont ils sont constitués.

Grâce à ce nouveau statut légal, et grâce également au dévouement exemplaire du service qui en a la charge, les cimetières de la ville ont pu atteindre un haut niveau d'aménagement, d'une perfection peu commune.

Il n'en avait pas toujours été ainsi.

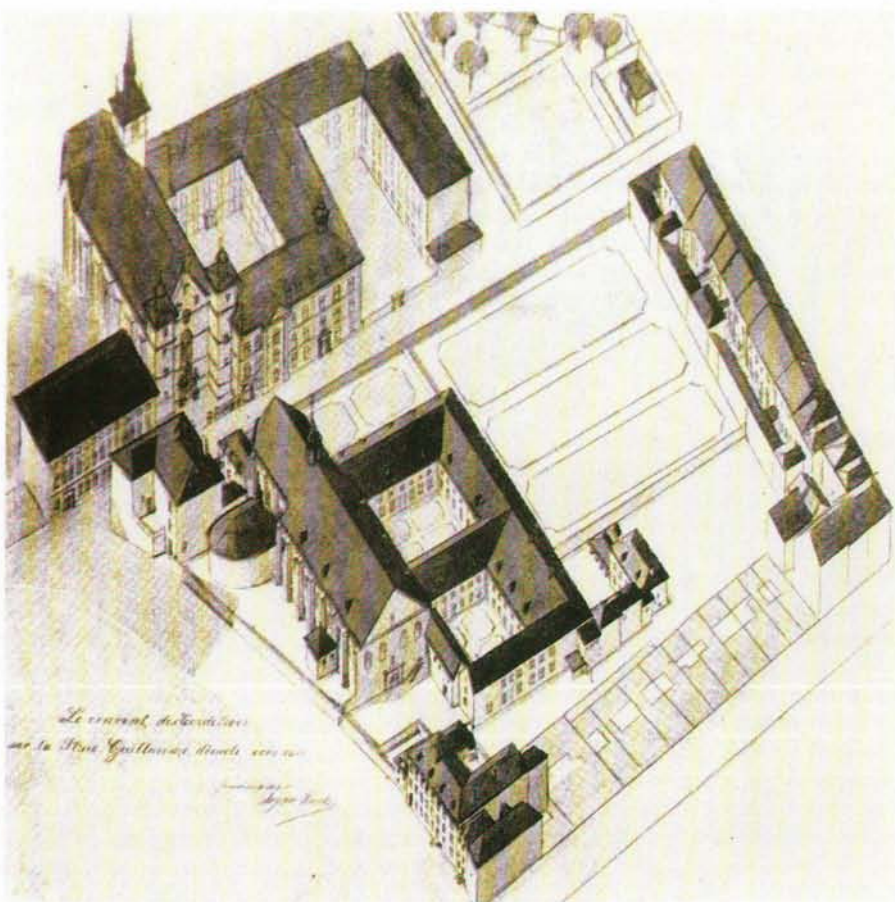
Au bon vieux temps, les cimetières s'étaient normalement autour d'une église ou d'une chapelle qui en était le centre (Kirchhof, Churchyard). Étant petits, ils devaient forcément être nombreux. Dans la ville haute, il y avait en dehors de celui de l'église de St.-Nicolas, à proximité de la Chambre des Députés actuelle, ceux des Pères Franciscains sur la place Guillaume (um Knuedler)⁶, des Pères Dominicains près du Marché-aux-poissons et des Pères Capucins, à l'emplacement du théâtre municipal qui porte encore leur nom; au faubourg du Grund se trouvaient ceux qui

relevaient de l'église St.-Uldaric, à proximité du débouché de la Pétrusse dans l'Alzette, et de l'abbaye de Munster; au faubourg du Pfaffenthal, il y avait celui des Bons-Malades et, à côté de la chapelle de St.-Mathieu, celui qui fut consacré en 1697 pour les besoins de la paroisse de St.-Michel, dont le vieux cimetière près de l'église des Dominicains avait dû être réduit en surface pour faire place à de nouvelles fortifications.

Tandis que de nos jours, les cimetières sont pour tous, croyants ou non, des lieux dignes des plus grands égards, cela n'était pas toujours ainsi. Au 16^e siècle, par exemple, pendant une période où les moeurs ne cessaient de s'avilir, le respect pour la tombe des ancêtres était tombé si bas qu'à la campagne du moins certains curés, trop intéressés sans doute, exploitaient le cimetière à leur profit pour y faire paître leurs moutons, sécher leur linge ou faucher l'herbe qu'ils y faisaient pousser. Dans le temps, les cimetières étaient incomparablement plus modestes et les tombes n'étaient pas recouvertes de monuments coûteux et prétentieux, comme on en voit trop aujourd'hui. Elles étaient sobrement ornées, généralement de petites croix insignifiantes qui, parfois, arboraient l'emblème de la famille ou la représentation des outils dont le

décédé s'était servi sa vie durant dans son métier. Devant l'entrée, c'était le cas du cimetière de St.-Nicolas, on avait posé au-dessus d'une fosse creusée dans le sol, une grille à claire-voie formée par d'épaisses barres en fer forgé suffisamment espacées l'une de l'autre pour empêcher le bétail de pénétrer à l'intérieur. Cette grille, „der Rost”, allait donner d'ailleurs son nom à la rue contiguë, connue encore actuellement comme rue du Rost.

L'exiguïté des terrains compris dans l'enclos, fermé par un mur ou une haie vive, était telle que fréquemment les tombes devaient être rouvertes trop tôt, sans qu'il fût toujours possible d'observer le délai d'attente suffisant à la décomposition des corps. Les ossements qu'on trouvait dans la fosse et qui provenaient d'inhumations précédentes, étaient transférés dans des ossuaires (Beinoder Knochenhäuser) érigés à l'intérieur du cimetière. Il est question, dans les actes, d'un ossuaire pareil qui se trouvait au cimetière de St.-Nicolas. Celui-ci, d'ailleurs, s'étendait autour de l'église paroissiale construite vers 1120, mais devait être réduit après 1500 à la seule surface entre l'église et l'actuelle rue du Rost, pour permettre l'agrandissement de la sacristie. Ce cimetière était utilisé jusqu'à la fin du XVIII^e siècle, même après que la



„Le Couvent des Cordeliers sur la Place Guillaume” par Auguste van Werveke

¹ Notre-Dame, Fetschenhof et Bons-Malades

² Hollerich, Bonnevoie, Merl et Cessange

³ Weimerskirch et Neudorf

⁴ Rollingergrund

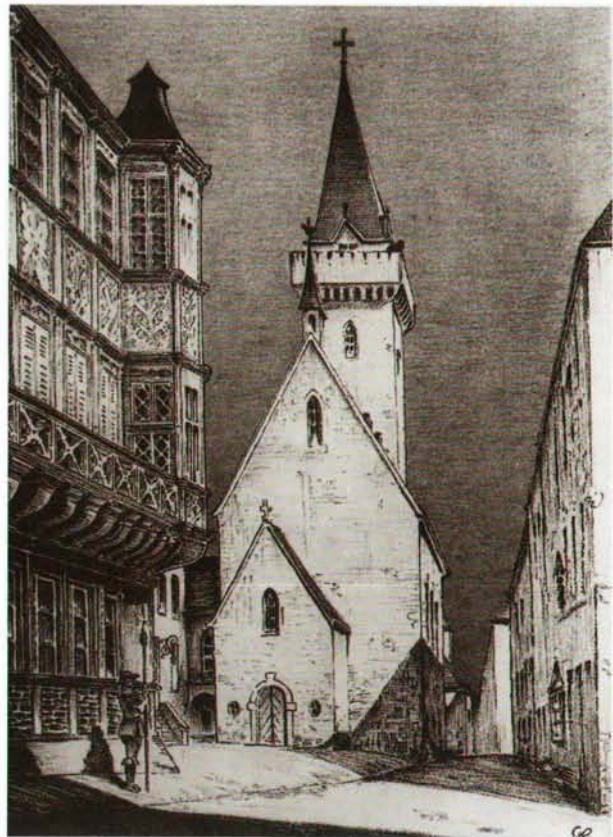
⁵ Hamm

⁶ nom qui rappelle le noeud (de Knued) avec lequel les Franciscains fermaient la corde qu'ils portaient à leur taille pour tenir leur habit

L'église St.-Nicolas (extrait d'un dessin d'Ernest Werling, essai de reconstitution d'après van der Meulen et de plans de l'époque) vers 1684.



L'église St.-Nicolas (dessin: Robert Grzonka)



paroisse avait été transférée dans l'ancienne église des Jésuites, la cathédrale actuelle.

Pendant longtemps l'église des Pères Franciscains établis au Knuedler dès 1233, était de loin le sanctuaire le plus réputé de la ville, dans lequel furent célébrés les offices solennels à l'occasion des grandes fêtes ainsi que les services funèbres chantés en mémoire des nobles ou d'autres personnalités de marque. La réputation du cimetière des Franciscains qui s'étendait jusqu'à la rue Notre-Dame actuelle, était à l'avenant et les recettes lucratives qui en provenaient n'étaient pas sans déplaire au clergé séculier de la paroisse qui s'en trouvait lésé. Ce cimetière, comme tous les autres d'ailleurs, disposait aussi d'un coin non béni, dans lequel étaient enterrés ceux auxquels l'église refusait ses derniers secours, tels que certains malfaiteurs, ceux qui ne professaient pas la vraie foi et encore les nouveaux-nés décédés avant d'être baptisés. Aujourd'hui il peut paraître bien étrange que dans les locaux du couvent et dans son cloître, plusieurs corporations d'artisans aient tenu régulièrement leurs assemblées. Nous savons que la corporation des tanneurs et des cordonniers a eu ses réunions sur un emplacement déterminé du cimetière, le dimanche après la grand-messe. Tel fut le cas le 7 juillet 1698, lorsque la corporation se mit d'accord sur de nouvelles revendications. Afin de permettre la construction du refuge de Marienthal aux abords de la rue Notre-Dame, quelques rangées de tombes avaient dû être enlevées. Les ossements exhumés furent transférés au nou-

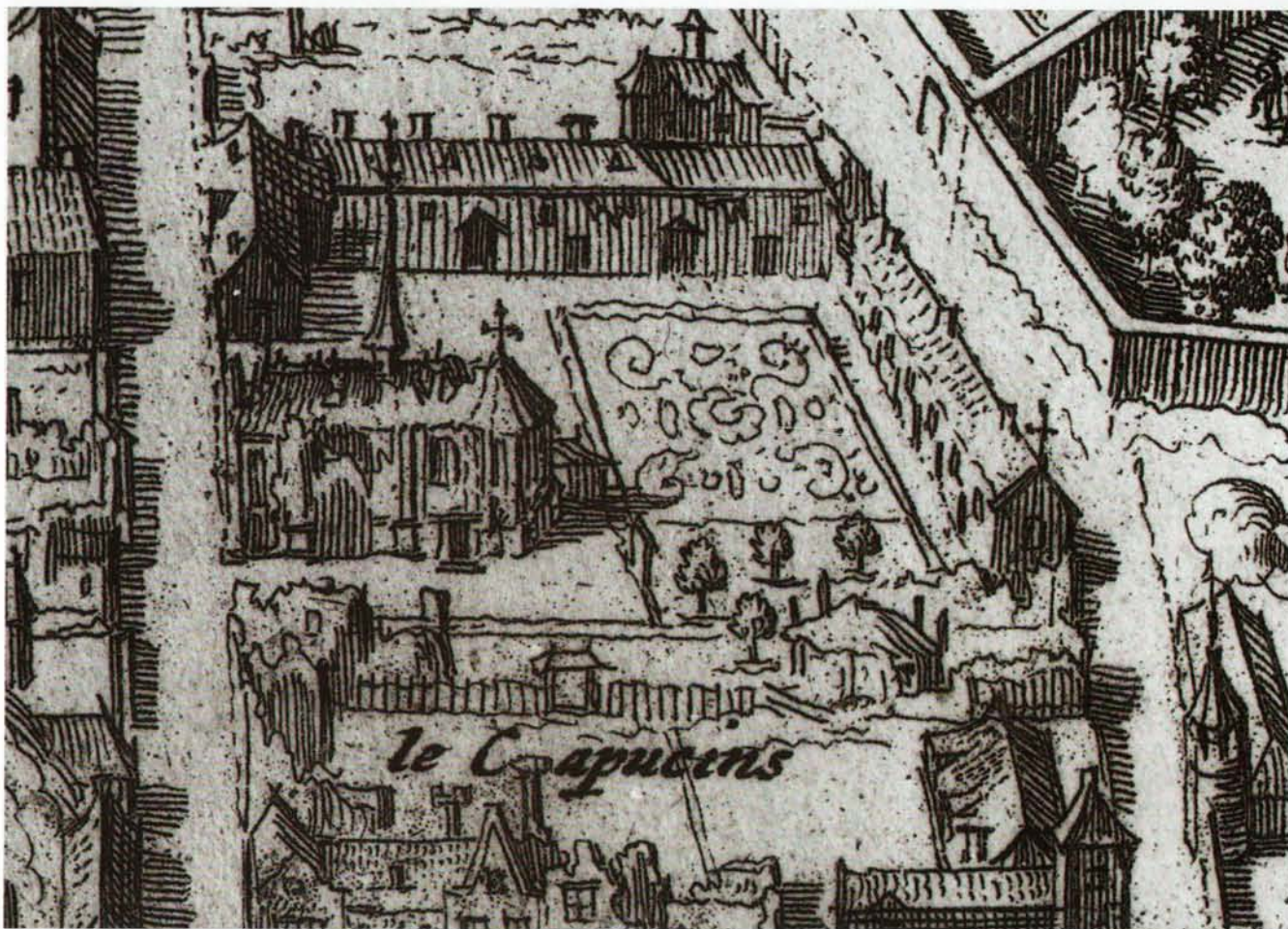
veau cimetière au Glacis béni en 1691. Pour neutraliser les odeurs nauséabondes qui se dégageaient des tombes ouvertes, la ville faisait brûler matin et soir du bois de genièvre pour l'achat duquel ses comptes avaient prévu les fonds nécessaires.

En ce qui concernait l'affectation générale des cimetières, il doit être retenu qu'à cause de leur configuration primitive et de leur mauvais état d'entretien, ils ne servaient guère qu'à l'enterrement des petites gens, des paroissiens peu fortunés. Les habitants socialement mieux placés par contre préféraient trouver leur dernier repos à l'intérieur de l'église du cimetière pour qu'après leur mort, ils soient très près de l'autel dispensateur des grâces divines. Ainsi les membres du clergé et ceux de la noblesse obtenaient-ils leur sépulture dans le chœur de l'église, tandis que la nef était destinée aux bourgeois aisés. Souvent ceux-ci, par fondation ou par libéralité, y possédaient une tombe familiale qui, en cas de décès du titulaire, suivait comme tout son patrimoine les règles normales de la dévolution héréditaire. De telles tombes familiales étaient nombreuses dans les églises et cloîtres des grandes congrégations, celles des Franciscains, des Dominicains et des Capucins. Elles permettaient la réunion au-delà de la mort, des membres d'une même famille, même s'ils appartenaient à des générations successives. La Chronique Blanchart cite plusieurs exemples de ces types de sépultures, dont il peut être particulièrement intéressant de relever celui qui suit: „Ma tante Wiltheim mort le 26

de mars 1620 ... et est enterrée en l'église des Cordeliers en ceste ville de Luxembourg en la fosse de feu ma mère grande pardeseur la sépulture de feue ma femme."

Ce mode d'inhumation trouva une application particulièrement impressionnante dans la chapelle sépulcrale, d'une architecture exceptionnelle que le gouverneur Pierre de Mansfeld s'était fait construire de son vivant sur la propriété des Franciscains, derrière l'église de ceux-ci. La chapelle en était d'abord séparée et ce n'est qu'après la reconstruction de l'église en 1667 que le chœur de celle-ci obtenait une communication directe avec le jubé de la chapelle sépulcrale, où, derrière l'autel un petit escalier en pierres de taille conduisait à un caveau souterrain, dans lequel furent ensevelis Mansfeld, ses deux épouses et ses fils Charles et Octavian.

Le couvent des Capucins reflétait la même tendance qui était celle des familles aisées recherchant une sépulture commune d'une exécution telle qu'elle correspondait au niveau de leur situation sociale. L'église de cette congrégation, consacrée en 1630, comprenait en dehors de sa nef principale, une chapelle latérale dédiée à Marie, Mère de Dieu et Patronne d'une bonne Mort. Bientôt d'importants pèlerinages s'effectuaient vers ce sanctuaire, d'autant plus qu'une seconde chapelle abritait une croix, d'une grande vénération que l'ingénieur des fortifications Louvigny aurait trouvée lors de travaux exécutés à proximité du collège des Jésuites. La dénomination de ces deux chapelles documente,



à n'en pas douter, que le couvent des Capucins était un important lieu de sépulture. Les moines, il est vrai, furent enterrés modestement, en partie dans le petit cimetière à l'intérieur des murs du couvent, et en partie dans l'église, sans qu'une pierre tombale ou une inscription funéraire eût rappelé leur souvenir. Dans la cellule du père Guardian se trouvait un simple plan, indiquant l'emplacement de ces tombes avec le nom des moines inhumés et la date de leur mort. Pendant longtemps, en dehors des bienfaiteurs du couvent, de nombreuses personnalités importantes de la noblesse, de la garnison et de la haute bourgeoisie avaient trouvé une tombe dans la nef principale de l'église où de belles pierres sépulcrales rappelaient pendant des années leur souvenir.

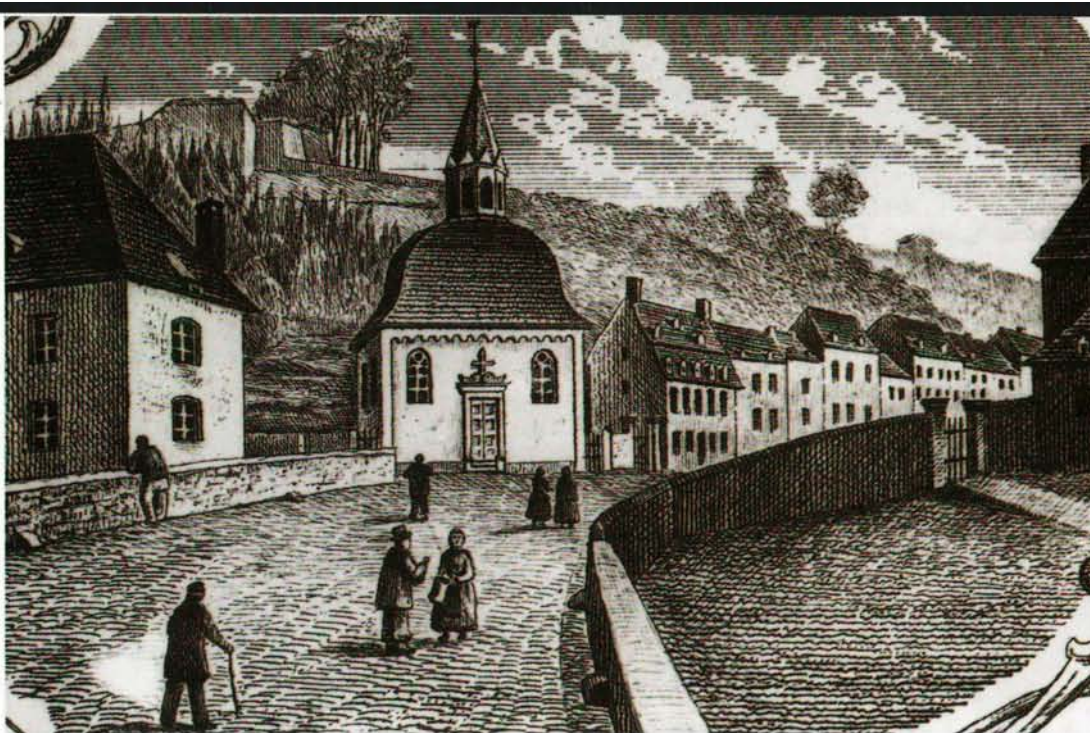
Comme le nombre des inhumations ne cessait d'augmenter à l'intérieur des églises, bientôt un séjour prolongé y devenait insupportable à cause de la puanteur indescriptible qui s'y dégageait et qu'on croyait nuisible à la santé des fidèles. Si tel fut le cas dans l'église et le cloître des Franciscains, la situation était encore pire dans l'église paroissiale de St.-Michel et dans le cloître attenant, faisant partie du couvent des Dominicains. Dans un rapport daté du 26 décembre 1781 adressé à l'Empereur, les Justicier et Echevins de la ville soulignaient que, quoique deux fenêtres soient laissées ouvertes jour et nuit, dans l'église en question „on y respire un air putride et si mauvais“ qu'une des fidèles, entrant tôt le matin dans l'église, dès son ouverture, „fut attaquée

d'une suffocation si grande qu'elle tomba à terre comme morte“ et que, portée chez elle, elle ne se serait rétablie que lentement.

Ainsi, par la force des choses, la nécessité d'aménager un nouveau lieu de sépulture pour la paroisse de St.-Nicolas, portant dorénavant la désignation de paroisse des Sts Nicolas et Thérèse, devint-elle d'autant plus urgente, que la démolition de sa vieille église était chose décidée. Dans son arrêté du 2 juillet 1777, l'impératrice Marie-Thérèse, confirmant cette décision, arrêta simultanément qu'à l'avenir le siège de cette paroisse serait transféré dans l'ancienne église des Jésuites, dans laquelle cependant aucune inhumation ne saurait être tolérée. Le vieux cimetière de St.-Nicolas, cependant, pourrait encore provisoirement servir dans l'attente d'un aménagement définitif. A ce sujet une idée était en discussion qui prévoyait la création d'un nouveau cimetière au Knuedler, en continuation de celui qui existait depuis longtemps dans le domaine des Franciscains; mais cette idée se heurta au refus de l'impératrice qui affirma les avantages qu'aurait un nouveau lieu de sépulture à créer, en dehors de l'enceinte, au Glacis. Dans sa lettre du 14 décembre suivant, elle s'étonna qu'en dépit de son refus d'autoriser l'agrandissement du cimetière des Franciscains, des enterrements fréquents eussent lieu dans l'enceinte de leur propriété. Elle invita le magistrat à faire cesser cette situation intenable et à activer la solution prévoyant un nouvel aménagement au Glacis. Le 22 décembre 1778, la municipalité reconnut à son tour l'utilité de cette

solution et elle entama les pourparlers avec les propriétaires respectifs, en vue d'acquérir les terrains nécessaires à l'agrandissement du petit cimetière, consacré en 1691, qui était contigu à la chapelle du Glacis et jusqu'alors réservé à l'enterrement de certains malfaiteurs. Ainsi, deux parcelles furent-elles acquises à ces fins, une première qui avait fait partie du domaine de la chapelle de Notre-Dame, et une seconde ayant appartenu au couvent du St.-Esprit. Plus rien ne s'opposait à l'exécution de ce projet.

Si dans leur rapport précité du 26 décembre 1781, les Justicier et Echevins avaient exposé en détail les raisons de santé et d'hygiène qui plaidaient contre les inhumations dans les églises, ils s'étaient crus obligés de signaler que, nonobstant ces arguments, les paroissiens de St.-Nicolas préféraient toujours et de beaucoup ce mode de sépulture. Ils ressentiraient „une vive répugnance“ à faire enterrer leurs morts au nouveau cimetière du Glacis. Les magistrats firent également état des difficultés que rencontrait l'organisation des inhumations dans la paroisse de St.-Michel qui utilisait un petit cimetière au Pfaffenenthal, à côté de la chapelle de St.-Mathieu pour enterrer les paroissiens pauvres de ce faubourg et des environs. En cas de pluies abondantes, les eaux filtrant par ce cimetière, risquaient de contaminer le puits du Théiweßbur, où s'approvisionnaient les habitants des environs. Aussi semblait-il préférable à la municipalité de recommander pour ces enterrements le cimetière des Bons-Malades, des-



L'église St.-Mathieu (disparue) au Pfaffenthal. Lithographie: Erasm/Doppler, vers 1860.

tiné jusqu'à présent aux lépreux et aux autres incurables, ce cimetière pouvant servir aux inhumations de toute la paroisse de St.-Michel, avec sa chapelle „très bien bâtie et jolie", dotée d'ailleurs de trois autels. Le magistrat croyait finalement qu'on pourrait continuer à utiliser, en dehors du cimetière du Glacis et de celui des Bons-Malades, deux cimetières exigus situés au Grund, appartenant à deux petites paroisses, celle de l'église de St.-Uldaric et celle de l'Abbaye de Munster.

La police des enterrements à Luxembourg devait être organisée à titre définitif par un règlement provisionnel de l'Empereur Joseph II, en date du 24 juillet 1782. Il y fut décidé que la paroisse de St-Nicolas pourrait disposer du cimetière au Glacis, tandis que le cimetière des Bons-Malades reviendrait à la paroisse de St.-Michel, pour laquelle il serait le seul et unique lieu de sépulture, que le décédé ait habité dans la ville haute ou dans les

faubourgs du Grund et du Pfaffenthal. A la même occasion, le cimetière des Bons-Malades avec sa chapelle et ses autres dépendances qui jusqu'alors avait dépendu de la paroisse de Weimerskirch, fut attribué à la paroisse de St.-Michel. Les enterrements devaient à l'avenir s'effectuer dans les deux cimetières sans distinction de personnes et dans la suite chronologique des décès quitte à ce qu'une place séparée et non bénite soit destinée aux enfants morts sans baptême. Les personnes voulant placer une pierre sépulcrale sur leur tombe qui dans ce cas passerait à leurs héritiers, devaient se faire autoriser par le magistrat et payer les droits prévus à la fabrique d'église. Il fut finalement fait défense aux congrégations religieuses d'octroyer encore à l'avenir un droit de sépulture dans les églises, chapelles et cloîtres.

C'était soulever de nouvelles difficultés, car les familles titulaires d'un ancien droit de sépulture, légitimement acquis par le passé,

tenaient à la confirmation de celui-ci, ne voulant en aucun cas perdre la tombe de leurs ancêtres, souvent aménagée à grands frais.

Ainsi, une nouvelle organisation des cimetières fut-elle créée qui dans quelques décennies devra s'adapter aux aspirations d'une conception différente qui seront celles de la République et de l'Empire français.

Henri Beck

Bibliographie:

- Nic. Van Werveke: *Kulturgeschichte des Luxemburger Landes*, Band III, p. 131 s (Ed. 1926)
- Joseph Hess: *Bei Eis Doheem*, Band IV, p. 163 s (Ed. 1984)
- François Lascombes: *Chronik der Stadt Luxemburg*, Band II: 1484-1684 (Ed. 1976), Band III: 1684-1795 (Ed. 1986)
- Joseph Maertz: *Die Kapuziner in Luxemburg*, T'Heemecht 1963 p. 309 s
- *Ons Stad* Nr. 2, 1979



Le cimetière de Fetschenhof avant son réaménagement au cours des années 1960.



Der Tod, so ungewiß und groß



Georges Rouault - Lithographie 1922-1923

So betrete ich seit Jahren den Friedhof, um die Stille zu suchen, vom vielen Hören und Sehen abzulassen, vom Gefragtsein mich zu trennen. Das Geräusch der Stadt dringt nur undeutlich bis in diese Stille herein. Kein Geschrei, keine Menge und noch frischer Morgen. Ich fühle, wie hier Natur und Kultur, Tradition und Fortschritt, Licht und Schatten sich durchdringen, und die Toten liegen, die da Menschenantlitz trugen, gleich uns allen.

An diesem Ort, an dem die Steine seit Jahrhunderten ihre Gespräche der Stille führen, weinten zu allen Zeiten Menschen und vollzogen zu allen Zeiten Menschen ihre heiligen Handlungen. Überall sprechen die Grabsteine in ihrer oft wundersamen oder dramatischen Sprache zu uns. Sie sind mit im Fluß des Werdens und Vergehens. Man muß mit ihnen reden. Es bricht etwas von einer Wirklichkeit auf, die stärker und überzeugender ist als menschliche Worte zu sprechen scheinen. So reift auf einsamen und stillen Friedhöfen jedem die Erkenntnis, daß nicht die Welt, sondern wir das Erste und Letzte sind.

Wenn ich hinsehe im Leben oder wenn ich aufsteige im Geiste, was ist das Letzte von allem? Die schreiende Wahrheit: Das ist der Tod. So ungewiß und groß.

Der Tod ist der Ernstfall. Er erwartet unausweichlich jedermann und also auch uns selbst. Eine ganze Gattung von Namen spricht vom Tode so, als sei er ein Jemand, der von außen her an uns herantritt. Wir wissen nur vom Tod, was alle wissen: daß er uns nimmt und in das Stumme stößt.

Menschen ordneten den Friedhof. Er schuf Vertrauen, schuf Wirklichkeit und holte uns aus der Nacht. Zunächst waren wir glücklich, als das Leben sich aus seinen Geheimnissen löste, aus seiner Magie, aus den Mythen, wie wir sagen, und zugänglicher wurde. Der Friedhof, ein unverzichtbarer Bestandteil des Lebens, der den Tod miteinschließt. Eine Siedlung, ein Wohnort für Tote.

Wir gehen an Grabsteinen vorbei, mit Namen und Daten. Hier begegnen wir der Geschichte, der Kultur. Vor der Haustür sozusagen. Doch was sich vor der Haustür abspielt, interessiert niemanden sonderlich, man kann es ja – aber das ist ein Irrtum – jeden Tag sehen. „Nicht nur mit dem Auge, mit dem Herzen sehen wir genau.“

Hier liegen menschliche Kunst und menschliche Größe. Gräber, ehrwürdige Zeugen der Geschichte, belehren uns: Manchen Generationen ist religiöse Imagination, Vorstellungskraft und Gestaltergabe in höherem Maße verliehen als anderen. Die Frage nach dem Warum stößt auf Geheimnis. War es die Kraft der Ehrfurcht? Ehrfurcht des Herzens und Ehrfurcht der Haltung, Ehrfurcht der menschlichen Würde? Ehrfurcht vor dem Tode!

Es gibt die erhabenen, doch ach so schlichten Kreuze, deren zarte Schlankheit entzückt. Wie innig schwingt in den feinen

Steinmetzarbeiten die Seele des Volkes. Es gibt die Statuen, die beseelten. Ein Engel, ein Lächeln im Stein, ein Fingerzeigen zum Himmel hin.

Doch auch der Friedhof ist dem Scherbengericht anheimgefallen. Die Ästhetik ist tot. Wir haben ihr den Lebensfaden abgeschnitten. Es gibt keine Unterschiede. Es gibt nur noch die Uniformität. Es gibt nur die marmorne Kälte der Platten. Es gibt die Urnen mit der Totenasche. Wir sehen Ideen, Stile und Techniken, die für das Volk stets weniger bedeuten. Christus und die Heiligen als gichtkranke Troglodyten darzustellen ist noch nicht Kunst. Ein Zeichen des Verfalls? Wer weiß?

Eine Kultur beruht auf dem, was von den Menschen gefordert wird, nicht auf dem, was sie geliefert erhalten. Oder sind wir Heutigen minder begabt als jene begnadeten, namenlosen Handwerker, Künstler, die sich wünschten, in ihrem Werk anonym zu sein? Vermögen wir nicht mehr ihr Schaffen in unseren Geist aufzunehmen? Wessen mangelt es uns, daß wir nicht mehr wie jene den Zugang zur sakralen Welt finden? Oder ist es das Streben der Menschen, auch den Tod aus ihrem Gesichtskreis zu verbannen, und so das Leben ärmer zu machen? Wohin wollen wir denn?

Auf diese Fragen mag ein jeder nach seiner Art eine Antwort suchen. Im Suchen aber wird er sich plötzlich hinweggehoben finden über die Nichtigkeiten des Alltags, den kleinen Ärger, das Übermaß an Geschäftigkeit, die ausweglose Angst. Die Angst ist die Signatur unserer Zeit geworden. Sie macht das Sterben fremd und schwer.

Wenn ich heute dem Leben meiner Eltern nachdenke, spüre ich die Tiefe des Umbruchs, dessen äußeres Datum der Zweite Weltkrieg bedeutet, fast körperlich.

Die bauerliche Welt, ein in Generationen geübtes Hineinwachsen der Kinder in Glauben und Sitten der Väter. Eine von Elternhaus, Kirche und Schule gemeinsam geprägte Welt.

Die ganze laute und schrille Welt unserer Tage hat manches Wertvolle unserer Generation vergessen lassen. Das vorher Geschehene liegt weit hinter uns. Es scheint uns verschwunden.

Es gibt große Stunden im Leben. Bisweilen schauen wir an ihnen herauf. Wir nehmen die Stille unseres Betrachtens wie ein Echo aus der anderen Stille.

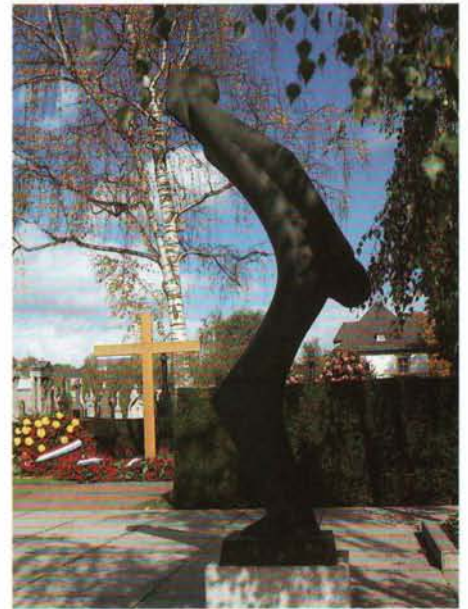
Früher hat allen Bürgern des Dorfes vernehmbar, eine Glocke geschlagen. Ihre Stimme wirkte eindringlich, noch in ihrem Nachhall. Sie läutete den Tod ein. Eine Pause im äußeren Leben.

Wer hat das Furchtbare vom Tod, die Bangigkeit vor dem Sterben so von Grund auf erfahren wie Soldaten im Krieg, wie Gefangene, wie Häftlinge im Konzentrationslager?

Jenes Massensterben im Kriege, auf den Schlachtfeldern, in den Luftschutzkellern, in den Konzentrationslagern. Mehr als der erdrückende Gedanke des Todes: Sie sahen dem Tod entgegen und glaubten nicht an den Tod.

Schicksal der Sträflinge! Ein Wettlauf in Grausamkeiten. Beute und Opfer jener Zeit von Niedrigkeit und Wahnsinn. Seht sie an, die da harren und verdorren mit verwundeter Geduld! Ich habe sie in meiner tiefsten Seele bewahrt: Sterbende, gezeichnet mit der letzten Ängste Zeichen und überall entblättert und entstellt – Skelette, wie Scherben fortgeworfen. Und es blieb nicht eine Narbe ihres Namens.

Sterbende, die uns anschauen mit ihrem Leidensgesicht, mit Augen, die alles durchdringen. Heimweh! Und aus diesem gefurchten und zerschlagenen Gesicht, aus diesem



Grabmal von Hinzert

mißhandelten Geschöpf löst sich etwas Kurzes, Menschliches, etwas Flüchtliges und Ewiges. . . ein Blick. Blicke des Lebens, für immer verloren. Gesicht und Lächeln verwehen im Nichts. Menschen, die man nie mehr wiedersehen wird. Das alles mag der Jugend heute fremd und abwegig vorkommen. Ach, ich war jung wie ihr.

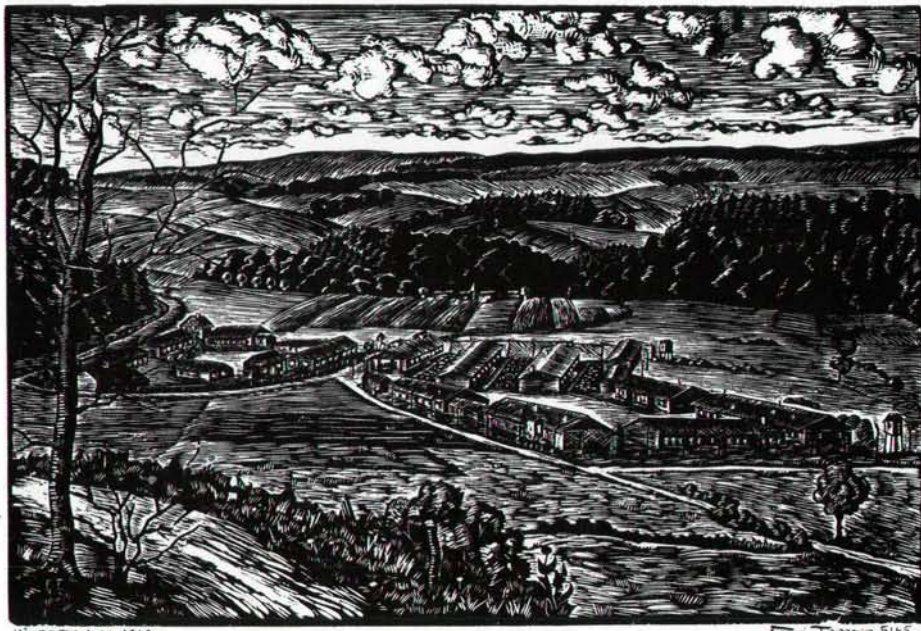
Der 37jährige Helmut von Moltke, eine der nobelsten Figuren des Widerstandes gegen die Naziherrschaft, schreibt am Tage vor der Hinrichtung an seine Frau: „Mein Leben ist vollendet, und ich kann von mir sagen: Er starb alt und lebenssatt. – Das ändert nichts daran, daß ich gerne noch etwas leben möchte.“ Und alles ist, als wär es schon geschehn.

Und immer wieder kehre ich zurück zum Grab-Mal von Hinzert. Das klagende Leid, weise eingeformt in Guß, wird zur Gestalt, die sich wölbt, als ob sie allen Gram und alle Plage in ihrer Schlankheit sammelte und doch nur Gleichnis ist und Guß und Ding.

Sie werden nicht bezwungen von der Zeit, denn selig sind sie, die still im Regen standen ohne Dach. Märtyrer vor der Hinrichtung! Nur die Herzen schreien. Im Schatten des Todes fühlt der Mensch, daß er wirklich sein eigenes Leben lebt, und dann beginnt er sich selbst zu finden, sein eigenes Mysterium, das alle Geschichte in sich schließt. Jeder hat sein eigenes Leben und sein eigenes Los vor sich.

Und fühlst du, was Abschied heißt! Abschied vom Leben. Abschied vom Frühling. Aber wer hat Erfahrung, eine unmittelbare Erfahrung von dem, was im Sterben des Menschen geschieht? Der Sterbende selber vielleicht! Gestorbensein! Tot!

Auch der Tod löst Assoziationen aus, die kein Ende nehmen. Wir sind aus Sprache gemacht. Noch in der stillsten Stunde des Schweigens sind wir Sprache, denn nur in Sprache können wir denken. Ich erinnere an



HINZERT Sept. 1942

Heinrich Himmler

solche in der Literatur, die sich mir eingeprägt: an den Bericht Simone de Beauvoirs über das Sterben ihrer Mutter, oder an das Requiem, das Anne Philippe auf ihren Mann, Gérard Philippe, schrieb, der an Krebs starb. Zwar nur ein Name, doch einer jener Namen, die unvergessen bleiben. Ludwig Uhland hat uns ein romantisches Liedchen gewidmet: „Droben stehet die Kapelle. . . drunten trägt man sie zu Grabe. . .“

Aber es bedarf keiner literarischen Erinnerungen; die persönlichen genügen mir. Es sind nicht abstrakte Gedanken, die mir in die Feder fließen. Es ist ewiges Erleben und Erinnern. Es geht voll Nachklang langsam in mich ein.

Der Tote darf, solange er noch im Hause ist, keinen Augenblick allein gelassen werden. Totenwacht! Am Totenbett beten die Nachbarn besonders laut und lang.

Der Raum, in dem der Tote aufgebahrt liegt, wird verdunkelt, die Läden geschlossen, die Vorhänge zugezogen, Türen und Spiegel schwarz verkleidet.

Durchwachte Nacht. Eine wirre, ruhelose Nacht.

Die Mutter blickt ins Kerzenlicht, und in ihren Augen sind Kummer und Not zu lesen. Ihre Seele liegt wie aufgelöst auf dem Toten. Verlassen. Sind nicht alle Menschen in Not und Verlassenheit?

Die Stube ist wie ein schwarzes Grab. Stille haucht herauf, doch sie schenkt mir keine Ruhe. Ich taste nach Streichhölzern und zünde eine der Kerzen an, die neben der Bahre stehen, eine zweite, eine dritte, alle sieben. In dem Hauch, der vom Fenster kommt, beginnen die Flämmchen sich zu wiegen.

Die Kerzen erheben ein strahlendes Gefunkel. Die Helle, die flackernde, scheint von feierlicher Art. Ich glaube an die Kraft des himmlischen Lichtes.

Die Schwester starrt stumm durch den Kerzenschimmer auf den Toten. Die Bitterkeit würgt sie. O Trauer. Einsamkeit. O schweres Zeitverbringen. . .

Keiner wagt ein Wort zu sprechen. Es war eine große Stille. Aber, hat man sich gesagt, was gesagt werden soll? Ich spüre noch die Wand des eisigen Schweigens hinter meinem Rücken.

Ich sah in sein Antlitz und war um Jahre zurückversetzt. Da rinnt der Kindheit lange Zeit mit Warten hin. . .

Ich saß an seinem Krankenbett. Ich glaubte, wie damals seine unruhigen Atemzüge und sein Stöhnen zu hören. Ich griff nach seiner Hand und spürte die Kälte des Todes.

Wir beteten und beteten. Die Kerzen brannten nieder. Eine um die andere verlosch flackernd. . . und der Schmerz verwandelte sich in Trauer, bis endlich Trauer zuviel in mir sich häufte und in Tränen ausbrach. Ich senkte die Augenlider, wie um mein ganzes Gesicht unter den Schatten meiner Wimpern zu verbergen und weinte in die Hände.



Zum menschlichen Leben gehört die Trauer und gehört das Trösten, genauso wie Freude haben und Freude machen.

Aber ich meine, wir verlieren etwas Wichtiges, wenn wir uns vor der Trauer und dem Leid abzuschirmen versuchen.

Die Nacht endet. Ein neuer Menschentag ist nahe.

Der Pfarrer kommt.

Ein Vaterunser wird gesprochen, ein Segen über dem Sarg.

Der Deckel schließt sich. Der Sarg wird zugenagelt und zum Grab getragen. Es ist ein langer Weg. Es ist ein langer Zug. Der pomp-hafte Totenwagen, der über und über mit Kränzen bedeckt ist, und von prächtigen Rap-pen gezogen.

Es gibt viel Wiedersehen am Sarg. Men-schen, die sich lange nicht gesehen haben, werden durch den Abschied zusammenge-führt. Mancher, der mir im Leid sein Beileid bekundet, meint wirklich, was er sagt. Leid wird kleiner, wenn man es teilt und mitteilt. Der Hauch der Freundschaft säftigt den Schmerz. Manche werden an Vergangenes denken, manche werden beten.

Manche sind mit Andacht und Ergriffen-heit, sind mit dem Herzen dabei.

Manche werden nur schauen und traurig sein. Etliche werden weinen. Manche werden sich an die Lebensgeschichte und an die Ster-bensgeschichte des Toten erinnern. Grausam ist die Vergänglichkeit und unendlich lange, wenn das Grab sich über uns geschlossen hat.

Spürst du den Geruch? Der Trauerduft steigt vom Grabe empor. Ich fühle die Kühle des Grabes. Die erregende, ergreifende

Stimme des Priesters: Es ist ein plötzlich sehr menschliches Begräbnis.

„In Paradisum deducant te Ange-li. . .“ Er singt mit einem warmen und vollen Ton, der sein Beben verschleiert, doch nicht so, daß es nicht hier und da in einem Wort hör-bar geworden wäre.

Die schlichten Worte befreien die Kräfte des Gemüts, des Herzens, des Glaubens. Ein Schwarm von Engeln, der zu schweben scheint, bringt die Botschaft der Hoffnung. Lux aeterna! Die letzten Töne gleiten wie ein Hauch über die schweigende Menge. Sie wer-den auferstehen, die Toten. Augen sehen ewig das ewige Licht. So ist ihr Glaube.

Hoffnung macht die Menschen weit. Wie reich wurde allzeit geträumt, vom besseren Leben geträumt, das möglich wäre? . . „nach einem glücklichen, goldenen Ziel, sieht man sie rennen und jagen.“

Und es wird in der Ferne ein Traumbild sichtbar, das ewige Arkadien, das verlorene Paradies.

„Es reden und träumen die Menschen viel, von künftigen besseren Ta-gen. . .“ Die Träume vom besseren Leben bewegen schon die Kindheit des Menschen. Schon in der Morgenfrühe seines Daseins ent-deckt der Mensch, daß er nicht hat, was er wünscht.

Ich erinnere mich voller Sehnsucht der Psalmen der Totenvesper. Von Männern mit markigen Stimmen gesungen, das schwarze Gesangbuch dabei nur mühsam und oft ver-kehrt in den Händen haltend. Aber was macht das? Die Verse haben eine trostspendende und weichstimmende Wirkung. Die Seele erhebt sich in höhere, den „grauen Alltag“ verleug-nende Sphären. Unsere eigenen Sorgen versin-ken in der Unendlichkeit der Zeit: „Aeternam habes requiem. . .“

Die Kirche hat das in der lateinischen Literatursprache liegende sprachliche Band der Universalität zerschnitten und durch das Nationale, nämlich die Volkssprache ersetzt.

Es ist viel verloren gegangen.

Es scheint als wäre die alte Welt gestor-ben. Was heißen heute schon „Evangelium“, „Wort Gottes“? Es gibt nur die eine sichtbare Diesseitigkeit.

„Harre, meine Seele!“ – Es ist ein ver-zweifelter Abschiedsgruß, es ist ein Seh-nuchtslied des Lebens, eine Beschwörung des Todes. Seine Kürze scheint sich in ein unendl-ches Echo zu dehnen.

„Harre des Herrn!“ – Feierliches Schwe-igen. Die Trauernden haben das tiefe Empfin-den, daß aus diesem Gesang die Stimme des Lebens zu ihnen spricht. Und alle spüren sie, wie die bitteren Wasser des Meeres, das in allen lebenden Wesen zwischen Wiege und Grab wogt, allmählich den Rand der Augenli-der zu überschreiten drohen . . .

Pierre Frieden



Herbstgedanken

Stufe um Stufe steigt das Leben durch den Herbst hinunter dem Grabe zu.

Wir freuen uns am Abstieg, denn er ist für uns Bereicherung. Das ewige Leben tut seine Schätze von sich ab und wirft sie uns in den Schoß, und wir freuen uns ihrer Schönheit und wissen, daß sie uns über die Öde des Winters hinweg helfen werden.

Kirschen und Beeren waren noch die roten, süßen Kinder des Sommers. Mit den ersten Äpfeln und Birnen sagt sich der Herbst an, sie sind der erste Schmuck, den die Erde abzulegen beginnt, wenn sie sich zur Ruhe rüstet. Wenn zuerst die Augustmorgen sich mit Nebel überschleiern, beginnt die Apotheose der Erfüllung und steigert sich, bis die letzten Trauben an den Hängen geerntet sind.

Dann ist das Jahr zu Ende. Das fahlgelbe welke Weinlaub trauert und fröstelt in der Landschaft, als ob eine müde Pierrette ihr zerknülltes Tanzkleidchen morgens nach dem Ball an einer kahlen Hecke aufgehängt hätte.

Flugs kommt die Kirche und macht den Beschließer, tut, als sei es ganz ihr Jahr gewesen, zu dem Allerseelen das Tor wäre, das sich nun schweigend und unheimlich über der vergangenen Herrlichkeit schließt. Und dahinter liegt die ödeste Strecke zwischen den beiden Polen des Jahres, von Allerseelen bis Weihnachten ist es ein ungemütliches Aufwachen, es ist der Menschheit zumut, sie sei nirgends zuhaus, als hinter'm warmen Ofen und bei der Lampe Dämmerchein, etwas wie ein gelinder Katzenjammer ist über sie gekommen nach dem Sonnenrausch des Sommers und der Fest-

tafel des bescherungsfrohen Herbstes. Jetzt wären zum Fasten alle eher aufgelegt, als über drei, vier Monate, wenn schon die Säfte wieder steigen – aber der Frühling war für die Hygieniker von jeher die richtige Zeit zum Fasten und Purgieren, und seit dem Alten Testament haben sich die Religionen mit ihren Gottesgeboten immer gern an die Hygiene gehalten.

Wer übrigens in diesen Tagen draußen herum auf den Friedhöfen war, konnte sehen, daß es mit der Verinnerlichung auf den Gräbern, der Allerseelen-Seelensammlung, nicht weit her war. Die Weltlichkeit und die Eitelkeit haben sich des Festes bemächtigt und suchen darin Genugtuung. Es ist ein Vorwand zum Schmücken, und wer den Leuten Gelegenheit gibt zum Schmücken, sei es sich, sei es etwas anderes, seien es gar die Gräber ihrer Lieben, oder was sie von Kinds-

beinen als Puppen gehalten haben, der tut ihnen den größten Gefallen. Schon Tage vorher sah man sie geschäftig um die Gräber hantieren, die Granit- und Marmordenkmäler mit Astern und Chrysanthemen umpflanzen, wenn zwischen Marmor und Granit überhaupt noch ein Stückchen Erdreich von dem Grabhügel übrig war, in das ein Blumenstock seine Wurzeln senken konnte. Es ist oft gesagt worden, die Schönheit unserer Friedhöfe sei in Protzigkeit verkehrt. Daran sind wir schuld, die wir aus dem Schmuck der Gräber eine Sache der Eitelkeit machen, aus dem schönsten Grabstein wie aus dem schönsten Hut, dem pompösesten Titel und dem umworbensten Ordenskreuz.

Batty Weber
„Abreißkalender“
vom 4. November 1925



Le café-théâtre, c'est par excellence le théâtre en liberté: un lieu où l'on passe, un lieu de rencontre pour toutes sortes de gens divers, un lieu de consommation décontracté. Le théâtre profite du rassemblement fortuit, comme le théâtre de rue, il sort de ses conventions figées, et les spectateurs aiment cette atmosphère détendue, ces pièces rapides, souvent grinçantes et amusantes...



Jean-Pol Roden

C'est presque toujours une aventure, c'est parfois une entreprise qui tourne court, qui s'essouffle et disparaît. C'est toujours l'affaire de gens courageux, imaginatifs, révoltés, dévoués, mordus.

Le café-théâtre à Luxembourg

Il est heureux que dans le paysage théâtral de Luxembourg il y ait aussi le café-théâtre, ou plutôt le théâtre au-dessus d'un café. Je veux parler du

Villon

dans le coeur de la ville, à deux pas du théâtre des Capucins, au 33 de la même rue, face à la „Paterkiirch", comme on dit ici.

Le nom semble prédestiné pour ce que les actuels tenanciers essaient de faire. Le grand poète François Villon lui aussi aimait ces lieux publics, leur atmosphère chaude et enfumée, et avec un peu d'imagination on peut le voir déclamer ses poèmes au milieu d'un public hétéroclite et passionné.

Un peu mal famé autrefois (c'est toujours dans la logique du nom!), le Villon est aujourd'hui un bistrot tenu par une équipe de jeunes qui veulent en faire une sorte de café littéraire, essayant d'y attirer les acteurs de la scène littéraire. Les éditeurs s'y réunissent, des auteurs font des lectures publiques... C'est qu'au-dessus il y a une salle pour réunir de petits publics aussi bien que pour servir à des réunions de comité.

Cette salle, le Carrousel, c'est le lieu où la Scène libre, animé par J.-Pol Roden, animateur, écrivain et metteur en scène, a trouvé, enfin, „son" lieu.



Pascal Grawicz (milieu), John Moris (droite) et J.-P. Roden à la Theaterstiftchen Esch



Dana Zangerlé et J.-P. Roden au Carrousel

Carrousel

En souriant, il se désole encore maintenant que le public n'ait pas compris d'abord le jeu de mot sur carrou-sel. Mais entre-temps, les spectacles de cabaret de la troupe ont bien révélé l'esprit critique des auteurs, et le Carrousel est en train de trouver son public, attiré par cette atmosphère particulière du café-théâtre.

Mais commençons par la salle. Entièrement installée et équipée avec les moyens propres des membres de la Scène libre, elle peut accueillir confortablement 45 spectateurs autour de tables de bistrot. Elle est à la disposition, pour le loyer modeste de 1.000



„Nous jouions une scène dans laquelle nous nous attaquions assez féroce-ment à un personnage important de l'Etat. Je vois encore le ministre s'amuser follement et sans retenue.”

francs par soirée, pour toutes sortes de manifestations. Ainsi, on y a vu défiler Claude Frisoni, des musiciens de jazz, les spectacles du CEPA, prochainement Alain-Jean Miche, et on compte bien en faire un lieu vivant et animé, ouvert à tous ceux qui ont quelque chose à dire.

J.-Pol Roden s'y consacre tout entier. Il s'est mis en congé sans solde depuis la rentrée, gagnant sa vie avec des émissions de radio.

C'est un aboutissement, en même temps qu'un début. Le théâtre le tient en haleine depuis ses années de lycée. Elève de première, il a joué les Physiciens de Dürrenmatt. Jeune instituteur, il s'est mis au cabaret avec Jemp Schuster et a produit entre autres en 1981 „Rout-wäiss-schro”, le premier programme de J. Schuster. Depuis lors, il n'a cessé de jouer et d'écrire tout en exerçant son métier, passant du cabaret au théâtre pour enfants. Comme beaucoup d'acteurs luxembourgeois, son apprentissage s'est fait sur le tas et au Conservatoire, dans la classe de Philippe Noesen.

À l'heure actuelle, ayant abandonné son métier, il peut consacrer une bonne partie de son temps à animer le lieu pour lequel il s'investit tout entier. Écoutons-le: „En ce moment, nous faisons tout nous-mêmes, la programmation des spectacles, donc les contacts nécessaires, les réservations, la vente des billets, l'accueil du public. Il faudrait au moins un embryon d'organisation matérielle, avec un bureau, un téléphone... La publicité est difficile. Comment placer nos affiches? On constate que les commerçants en mettent moins volontiers dans leurs vitrines. Pourquoi les lycées n'ont-ils pas un panneau d'affichage spécial pour les manifestations culturelles grâce auquel on pourrait toucher les jeunes?”

Il n'y a pas de misérabilisme dans ces récriminations, tout juste la volonté d'être un peu plus professionnel, un peu plus efficace dans cette mission d'animation culturelle qu'on a acceptée librement, avec enthousiasme et engagement.

Même si la vie d'une troupe n'est pas facile, on ne cesse de le répéter ici et ailleurs, et J.-Pol Roden nous confirme ce que d'autres animateurs nous ont déjà dit. Si un programme de cabaret permet de rentrer tout juste dans les frais, tout autre programme théâtral est déficitaire, même avec un nombre respectable de représentations, mais toujours trop faible pour équilibrer les dépenses. Voilà pourquoi l'apport public ou celui de sponsors est capital pour la survie et le développement des troupes privées en général. Pour que leur enthousiasme ne s'é-mousse pas aux prises avec des économies de bouts de chandelles, il est important que l'Etat et la Ville les aident financièrement tout en sauvegardant leur entière liberté.

Le cabaret

Ceux qui suivent le théâtre à Luxembourg savent bien que ce qu'on appelle ici le cabaret, par analogie avec ce qui se fait en Allemagne plutôt qu'en France, s'est développé de façon très vivante au cours des années quatre-vingts. Utilisant le luxembourgeois et la réalité luxembourgeoise, les créateurs sont le plus souvent solidement ancrés à gauche. Mais J.-Pol Roden, tout comme ses autres compères de la scène, se défend d'être à la solde politique de qui que ce soit. Point de message: une scène de cabaret n'est pas un article politique.

Il veut avant tout être libre, et profiter de la liberté dont il dispose dans ce pays pour dénoncer concrètement tous les abus qu'il constate autour de lui. A cet égard il aime se rappeler une soirée à laquelle assistait le premier ministre: „Nous jouions une scène dans laquelle nous nous attaquions assez féroce-ment à un personnage important de l'Etat. Je vois encore le ministre s'amuser follement et sans retenue.”

Il est convaincu que l'on est effectivement libre de dire ce que l'on veut, et que l'artiste doit se servir de cette liberté pour exercer pleinement son devoir de critique. Il ne se sait pas d'ennemi ni d'appui particulier: „Celui qui fait du cabaret n'a pas de lobby, il est seul dans sa liberté.”

Ses sujets, il les trouve autour de lui, dans les journaux luxembourgeois et étrangers dont il est un grand consommateur, dans ses discussions hebdomadaires avec son ami et auteur Jean-Michel Treinen. Un de ses sujets préférés, c'est tout ce qui concerne l'environnement, mais aussi le fonctionnement de l'Etat, l'Eglise, la réalité de tous les jours.

Sans doute, il n'entend pas se satisfaire du cabaret, même si les critiques sont élogieuses et si on l'encourage à continuer dans cette voie. Il veut trouver de nouveaux auteurs ou inciter d'autres à écrire spécialement pour la salle du Carrousel. Lui-même confie qu'il est en train d'écrire une pièce en six langues et qu'il mène de front plusieurs projets.

Il faut croire, en écoutant parler J.-Pol Roden de ses projets, ce qu'il fait avec simplicité et bon sens, sans esbroufe et sans prétention, que décidément le théâtre, l'écriture, le travail culturel sont devenus quelque chose de normal, de quotidien dans ce pays et qu'ils font désormais partie de notre réalité.

Ben Fayot

BATTY ERLEIDET EINEN ROHRBRUCH

Eines frühen Morgens klingelt es frenetisch an der im vierten Stockwerk eines Wohnhauses in Luxemburg-Neudorf befindlichen Eingangstür zur Wohnung der Familie Zimmer-Kummer. Batty zieht sich hastig den Morgenmantel über und öffnet die Tür. Draußen auf dem Flur steht ein Pferd. Es ist die Witwe Fanny Fax in Begleitung ihres elenden Köters Krümel. Fanny Fax wohnt im dritten Stockwerk, und sie ist eine in der ganzen Nachbarschaft wegen ihres Schandmauls berühmte Person, mit der nicht gut Kirschen essen ist.

„Herr Zimmer, was haben Sie getan?“, ruft Fanny Fax vorwurfsvoll aus, als sie Batty im Négligé vor sich gewahrt, derweil der Hund Krümel neurotisch kläfft. Batty ist sich zwar auf Anhieb keiner Schuld bewußt, macht jedoch angesichts dieser Anrempelung vor Tagesanbruch den Eindruck eines auf frischer Tat ertappten Ganoven.

Frau Fanny Fax aus dem 3. Stockwerk sieht im wahrsten Sinne des Wortes wie ein begossener Pudel aus, was um so unverständlicher ist, als es draußen nicht regnet.

Der Grund für die frühe Morgenstörung ist schnell gefunden. Durch die Decke des direkt unter der Wohnung der Familie Zimmer-Kummer gelegenen Schlafzimmers von Frau Fanny Fax sind urplötzlich große Wassermassen durchgebrochen und haben die friedlich schlummernde Witwe im Schlaf kalt und naß erwischt. Des Rätsels Lösung: Bei den Zimmer-Kummers muß ein Leck in einer Wasserleitung oder ein Bruch in einem Rohr an dieser wahren Naturkatastrophe schuld sein.

Inzwischen ist – hauptsächlich wegen des aufdringlichen Gebells, das der Köter Krümel ausstößt – das ganze Mietshaus auf den Beinen. Fränzi Kloppädi, ein Vertreter, der gleich gegenüber den Zimmer-Kummers wohnt, ein Mensch, der schreckliche Grimassen schneidet, taucht ebenso im Korridor auf, wie die im 5. Stockwerk hausende Kindergärtnerin Tilly Tick, die heimliche Mätresse des Grimassenschneiders aus dem 4. Stockwerk. Auch die Familie Zimmer-Kummer ist jetzt vollzählig aus dem Schlaf gerissen. Marguerite Zimmer-Kummer, ihre Kinder Steve und Iris, Großmutter Amelie Kummer-Keller sowie das Meer-schweinchen Emil sind neugierig herbeigeeilt und lassen sich von der klitschnassen Fanny Fax über die Überschwemmung berichten.

Und so steigen Batty, seine Frau Marguerite, Großmutter Amelie, das Meer-schweinchen Emil, die Witwe Fax, der Vertreter Fränzi Kloppädi, die Spielschullehrerin Tick sowie der Köter Krümel die Treppe hinunter ins 3. Stockwerk, um sich in der Wohnung der Frau Fax den Schaden anzuschauen, den das Wasser dort bereits angerichtet hat.

Tatsächlich bietet sich ihnen ein deprimierendes Bild. In der ganzen Breite der Zimmerdecke und entlang der Wände fließt das Wasser wie ein reißender Bach herunter ins Schlafgemach der Fanny Fax, die natürlich außer sich ist und die Hände über dem Kopf zusammenschlägt.

Ein Klempner müßte her; doch wo findet man mitten in der Nacht einen Klempner? Auf Anregung Fränzi Kloppädis telefoniert Batty der Bürgermeisterin und bittet sie eindringlich, das Wasser im Neudorfer Viertel abzusperren. Die wiederum drückt sich aus offensichtlich elektoralen Rücksichten vor einer so weitgreifenden Entscheidung und rät Batty, doch ganz einfach den Warmwasserhahn provisorisch zuzudrehen, der sich im Heizungskeller, direkt links neben dem Boiler, befindet.

Gesagt, getan. Batty, seine Frau Marguerite, Großmutter Amelie, das Meer-schweinchen Emil, die Witwe Fax, der Vertreter Fränzi Kloppädi, die Kindergärtnerin Tilly Tick sowie der Köter Krümel stürmen hinunter in den Heizungskeller und drehen den Warmwasserhahn links neben dem Boiler zu. Und zwar provisorisch. Sodann geht das Mietshaus wieder schlafen. Die Witwe Fax kann natürlich nicht in ihrem Wasserbett schlafen und wird ins Bett der Kindergärtnerin Tick verfrachtet, die ihrerseits zur Grimasse ins Bett kriecht. Es geht eben nichts über Nachbarschaftshilfe.

Der Tag bricht an, und mit ihm die Sorgen. Batty und seine Frau Marguerite sind noch im Halbschlaf, da hören sie schon, wie es in ihrem Wohnzimmer rumort, dort nämlich, von wo das Übel ausgegangen ist. Die Witwe Fanny Fax hat sich ungefragt und auf eigene Initiative einen Nachschlüssel beim Hausbesitzer Hypolith Konder besorgt und steht in Begleitung des Gerichtsvollziehers Gaston Geier mitten in der guten Stube der Zimmer-Kummers. Außerdem sind da noch

der Versicherungsagent Hektor Höflich, die Kindergärtnerin Tilly Tick, der Vertreter Fränzi Kloppädi, der gräßliche Köter Krümel, der Versicherungsinspektor Gusti Geiz und ein privater Sachverständiger namens Elvis Einfalt zu Stelle. Nicht zu vergessen die Ladenbesitzerin im Ruhestand Victorine Houdremont-Scharpantgen, Metzgermeister Prosper Nierenhausen-Deckenbrunnen, Bäckermeister Bello Backendorf-Batsch sowie der Gendarm Alphons Folter-Kummer – ein Schwager Batty Zimmer-Kummers. Hinzugesellt haben sich schließlich Pfarrer Poli Panz, zwei Meßdiener, ein Elefant, vier Lamas, zwei Kamele, ein Schimpanse und sieben dressierte Zwergkaninchen, die alle samt und sonders einem kleinen Zirkus angehören, der gerade in Luxemburg-Neudorf gastiert.

Marguerite Zimmer-Kummer ist entgeistert, als sie gewahr nimmt, daß ihr die ganze Horde ihre schönen Teppiche zertrampelt und ungefragt über ihre Möbel, diese wertvollen Erbstücke, stolpert.

Was danach kommt, ist noch viel schlimmer. In den folgenden Tagen tauchen nacheinander in der Wohnung auf: ein geschäftstüchtiger und unaufhörlich mit einem tragbaren Telefon hantierender portugiesischer Bauunternehmer namens Felix Fatima, der die Zimmer-Kummers in einem schier endlosen Redeschwall davon überzeugt, daß die ganze Wohnung morsch ist und der Fußboden aufgerissen werden muß. Der Bauunternehmer führt sich auf wie der reinste Luxemburger. Er kommandiert seine ebenfalls portugiesischen Arbeiter, die den Fußboden öffnen und die verrosteten Rohre freilegen. Bald ist die lecke Stelle gefunden, von der aus das Wasser möglicherweise schon seit Monaten heimtückisch ausfließt und sich unter dem Fußboden und entlang der Wände ausgebreitet hat. Es handelt sich um das Warmwasserrohr.

Das kommt von der schlechten Isolation, sagt Fanny Fax, derweil Fränzi Kloppädi die fachmännische Meinung vertritt, die Feuchtigkeit sei durch Risse unter der Balkontür in den Fußboden eingetreten und habe nach und nach an den Röhren gefressen. Und während Tilly Tick findet, daß alle Bauunternehmer skrupellose Gangster sind, steht der Hausbesitzer Hypolith Konder reglos und blaß da. Ihn macht die ganze Sache krank. Was das wieder kosten wird!

Die Nachbarn entpuppen sich als Experten. Sie sagen Batty, was er falsch gemacht hat, daß die Isolation nichts taugt, daß er schleunigst den Teppichboden aus der Wohnung entfernen, die Zentralheizung auf Volltours laufen und die Fenster groß öffnen muß, damit die Feuchtigkeit aus dem Boden und aus den Wänden zieht.

In der einst gemütlichen Wohnstube sieht es aus, wie auf einem Schlachtfeld. Marguerite Zimmer-Kummer und Großmutter Amelie hatten kaum Zeit, die Schränke auszuräumen, das Porzellan, die Kristallgläser und das Silbergeschirr in Kisten zu packen oder in den Kleiderschränken der übrigen Räume zu verstauen. Wohn- und Esszimmer werden ausgeräumt und sämtliche Möbel im Korridor und in den anderen Zimmern abgestellt. Ein Teil der Wohnung

platzt aus allen Nähten. Die Familie-Zimmer kann sich nicht mehr frei bewegen. Bis der Tapezierer und die übrigen Handwerker kommen, um alles wieder in Ordnung zu bringen, werden voraussichtlich Wochen vergehen.

Batty schickt die ganze Familie nach Mondorf in die Kur und beschließt, allein die Stellung zu halten. Nach wenigen Tagen ist er mit den Nerven völlig am Ende. Er holt sich in der kalten Wohnung eine Grippe, muß das Bett hüten und sich die guten Ratsschläge der Nachbarschaft anhören.

Es geht zu wie in einem Taubenschlag. Gleich mehrere Versicherungen bearbeiten den Fall. Die Experten geben sich die Klinke in die Hand. Als sich Batty beim Sachverständigen Elvis Einfalt über den schleppenden Gang der Untersuchung und darüber beklagt, daß er seit Tagen kein warmes Wasser hat, antwortet ihm dieser allen Ernstes: „Waschen Sie sich ruhig mit kaltem Wasser, denn das stärkt den Charakter“.

Das ist zuviel für Batty. Er schreit auf, packt Elvis Einfalt am Kragen und setzt ihn vor die Tür. Er verschließt die Wohnung, ver-

barrikiert sich vor all diesen mitfühlenden, besserwisserischen und schadenfrohen Eindringlingen, legt sich am helllichten Tag ins Bett und zieht sich die Bettdecke über den Kopf.

Als er schweißgebadet aufwacht, liegt seine Frau Marguerite friedlich schlummernd neben ihm. Es war alles nur ein böser Traum. Sowa kann in Wirklichkeit gar nicht geschehen.

Jacques Drescher



Was bedeuten die Straßennamen der Stadt?

Poste (Rue de la)

Diese Straße im Stadtzentrum, so benannt durch einen Gemeinderatsbeschuß vom 16. Mai 1925, führt von der rue Aldringen über die rue Philippe II hinweg zur rue des Capucins. Sie umfaßt also die beiden Teilstrecken, die auf älteren Stadtplänen die Namen rue du Piquet (zwischen der rue Aldringen und der rue Philippe II) und rue de la place d'Armes (von der rue Philippe II zur rue Chimay) tragen.

„Auf dem Piquet“ ist die alte Bezeichnung, die an die hier gelegenen ehemaligen Artilleriekasernen erinnert, auch Judenkasernen genannt, da sie 1673 unter spanischer Herrschaft in der Nähe des Judentores errichtet worden waren. Bereits vor ihrem Abbruch dienten diese Gebäude als Sitz der Postverwaltung. Auf ihrem Gelände wurde dann auch in den Jahren 1908-1910 das neue hauptstädtische Postgebäude errichtet. Eine rue de la Poste, Teil der heutigen rue du Fort Neipperg, hat sich früher in der Nähe des Bahnhofes befunden. Diesen Namen verdankte sie einem Postamt, das in den Jahren 1876-1877 dort

errichtet worden war, da der rasche wirtschaftliche Aufstieg des Viertels dies zur Notwendigkeit machte. Die Poststelle befand sich an der Nordseite des Bahnhofsplatzes mit einem Durchgang zur besagten Straße.

Potager (Rue du)

Schmaler Verbindungsweg zwischen dem val des Bons Malades und dem boulevard Konrad Adenauer auf Weimershof. Der Name, während der Besatzungszeit „im Gemüsegarten“, erinnert an den ehemals ländlichen Charakter dieser von Feld- und Gartenbau geprägten Gegend.

Prague (Rue de)

Vom boulevard de la Pétrusse ausgehend, führt die Straße in weitem Bogen unter der Passerelle hindurch in die rue St. Ulric. Früher hieß sie „neuer Berlinerweg“ zum Unterschied vom alten Berlinerweg, der montée de la Pétrusse. Diese montée war bislang der einzige Weg für den Lastenverkehr von den Unterstädten zum Bahnhof hin gewesen, wegen des zu steilen Gefälles aber nur sehr mühsam zu befahren. So wurde 1875 als eine Abzweigung der neue Berlinerweg angelegt, um Mensch und Tier den Gütertransport zu erleichtern. Am 16. Mai 1925 wurde durch Gemeinderatsbeschuß, wahrscheinlich durch den Zeitgeist bedingt, der alte Name abgeschafft und in rue de Prague umgewandelt.

Mit der alten Reichsstadt Prag ist Luxemburg nicht nur durch eine Städtepartnerschaft verbunden. Böhmen und Luxemburg waren im Mittelalter geschichtlich eng miteinander verknüpft. Wir wissen, daß es Kaiser Karl IV., der Sohn Johanns des Blinden war,

der Prag zu einer glänzenden Residenz machte. Im Gegensatz zu seinem Vater, der in Böhmen nie richtig heimisch wurde, fühlte Karl sich nirgends wohler als hier. Veitsdom, Brücken, Klöster, Kirchen, Universität, die „100 Türme“ reden von ihm, den Kaiser Maximilian den „Erzvater Böhmens“ nannte (wenn er auch „des Reiches Erzstiefvater“ war).

Im Veitsdom liegt dieser für die Tschechen so große nationale Herrscher begraben, neben seinen vier Gemahlinnen und seinem Urenkel Ladislaus Postumus.

Prés (Rue des)

In Bonneweg gelegen, verbindet diese Straße die rue Pierre Krier mit der rue Demy Schlechter.

Die Benennung erfolgte durch einen Beschluß des Hollericher Gemeinderates vom 13. März 1920 mit der Begründung: „da diese Straße auf die Wiesen mündet“. Nach der Eingemeindung wurde der Name durch den Gemeinderat der Stadt Luxemburg bestätigt.

Primevères (Rue des)

Verbindungsstraße auf Belair zwischen der avenue du X Septembre und der rue Maréchal Foch.

Soll die liebenswerte Bezeichnung etwa an die Zeit erinnern, wo auf diesen Gefilden anstelle der langen Straßenzellen mit den Häuserblocks noch Feld- und Wiesenblumen ungestört blühten?

Prag im 15. Jahrhundert



Trésors du Musée Pescatore

L'Ecole de La Haye dont nous avons présenté au numéro précédent Jacob Maris, ne se voulait nullement une protestation contre les tendances existantes, un programme ou une affirmation révolutionnaire. Elle n'est constituée que par un rassemblement d'artistes vivant ou peignant souvent côte à côte et mus par le même sens du paysage local et par la même simplicité réaliste. Mais tant furent grands leurs succès, leur activité et leurs talents que

les Maîtres de La Haye entre 1850 et 1880 ont occupé tout le devant de la scène artistique en Hollande.

Les peintres les plus représentatifs et les plus doués de l'Ecole de La Haye résidaient souvent à Bruxelles et ne séjournaient que temporairement à La Haye. Ni les Maris, ni Jozef Israëls, figures les plus marquantes de cette Ecole, ni même Mesdag, ne se formèrent à La Haye. Tel n'est pourtant pas le cas pour Bernard Blommers qui y est né.



Bernardus-Johannes Blommers

Né à La Haye le 30 janvier 1845 – mort le 15 décembre 1914

Bernard Blommers qui devait prendre la succession de l'imprimerie de son père, reçut d'abord une formation de lithographe. Mais très vite il se tourna vers la peinture et prit des leçons auprès de C. Bisschop. Il continua ses études à l'Académie de Dessin de sa ville natale où il rencontra Jacob Maris. Avec lui il fit un long voyage le long du Rhin en 1865. La même année il obtint une place d'honneur à l'exposition des „Maîtres vivants à Amsterdam”.

Il entra ensuite à l'atelier du peintre Jozef Israëls qu'il avait rencontré sur la plage de Scheveningen. Les deux artistes s'inspiraient de la même manière des intérieurs des maisons de pêcheurs et des fermes, des vues de dunes et des paysages marins dans lesquels les personnages tenaient une place primordiale.

En 1870 il se rendit à Paris où il logea chez Jacob Maris. Il envisagea de s'y installer définitivement lorsque la déclaration de guerre le contraignit à regagner les Pays-Bas.

L'année suivante il épousa Anna van der Toorn, originaire de Scheveningen, qui allait souvent poser pour lui. La popularité dont il jouit très vite lui permit de se faire construire une villa à La Haye en 1880 puis une maison à Katwijk, le Barbizon hollandais pour la mer. Il préféra toujours ce village de pêcheurs à Scheveningen devenu trop touristique.

Il fut un des peintres les plus respectés de son temps.

Lors d'un voyage aux Etats-Unis en 1904 il fut reçu par le Président Théodore Roosevelt. En 1911 il fut nommé président de la Société Hollandaise de Dessin. On l'apprécie beaucoup moins aujourd'hui où on le juge trop proche de Jozef Israëls, un des derniers tenants du clair-obscur et de la dramatisation sentimentale.

Le Musée Pescatore possède de lui une huile sur toile intitulée „Cour de Ferme à Katwijk”. Le tableau appartient à la collection Léon Lippmann.

Georgette Bisdorff



La Ville de Luxembourg vous souhaite un joyeux Noël et une bonne et heureuse Année



E schéine Krëschttag an e glécklecht Neit Joer · Auguri per un Buon Natale e felice Anno Nuovo



Frohe Weihnachten und ein glückliches Neues Jahr · Feliz Natal e bom Ano Novo